26

LD 4873

Die

Morgenröthe.

Mit Beiträgen von Louise Brachmann, Helmina von Chezy, Ehrenberg, Caroline und Friedrich de la Motte Fouqué, Friedrich und Ludwig Giesebrecht, Heilmann, Franz Horn, O. H. Graf von Löben, Ernst Freiherrn von der Malsburg, Strauß, J. G. S., Fanny Tarnow u. m. a.

herausgegeben

von

August Gebauer.

Mit einem Kupfer.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

1819.

Bei H. Büschler in Elberfeld.

Der Frau Präsidentin

vom Hagen

und

Ihren liebenswürdigen

Fräulein Töchtern

gewidmet

von dem

Herausgeber.

Schöne, friedliche Tage, verlebt in dem Kreise guter, gemüthlicher Menschen vergessen sich nie! Daher stehen mir auch, gnädige Frau, die milden Nachmittage und Abende, wo Sie und die Ihrigen mir in dem anmuthigen Rheindorf so vielfältige Beweise von Güte und Wohlwollen gaben, lebendig vor der Seele. Manche der Gespräche, die damals über Poesie und Religion gewechselt wurden, sind mir ganz, oder theilweise im Gedächtniß zurückgeblieben, und haben nun einen doppelten Reitz, indem sie einer schönen Ver-

gangenheit angehören, und dieselbe täuschend zur Gegenwart umbilden. Diese unvergänglichen, geistigen Blüthen des Lebens, deren Duften so süß und erquicklich ist, sind um so höher zu achten, da sich im raschen Fluge der Zeit so vieles um und an uns verändert! So stehet die Burg, vorigen Sommer von Ihnen bewohnt, jetzt, da der Winter den Fluren das frische Grün und den buntfarbigen Schmelz der Blumen geraubt hat, in tiefer Trauer um ihre lieben Bewohnerinnen; aber das Licht der Erinnerung belebt sie, und die alte Zeit mit den blühenden Stunden richtet sich vor mir auf in neuem Glanze!

Vielleicht frischen diese, der Poesie und Religion, den stillheitern Kindern der Gemüthswelt, gewidmeten Blätter auch

Ihnen ein und das andere Bild des verflossenen Sommers mit neuen Farben auf! Vielleicht legen sie Ihnen, wie sie sollen, das Zeugniß ab, wie dankbar mich Ihnen freundliches Wohlwollen verbunden hat! Vielleicht tragen sie, den Wünschen des Herzens gemäß, dazu bei, mir auch fürderhin diejenige Huld und Freundlichkeit zu erhalten, deren Besitz mir seither eine so theure Habe gewesen ist! Dieß wünsche und hoffe ich von ganzem Herzen.

So gehe denn hin, du liebes Büchlein, in das manches befreundete Gemüth milde Gaben niedergelegt hat, gehe hin in den traulichen Kreis der stillheitern, für alles, was wahr, schön und gut ist, empfänglichen Familie, und wiederhole, was jedes Glied derselben tief und innig fühlt: daß Poesie und Religion im Schooße wah-

rer Häuslichkeit ein stilles, aber das schönste, ja das einzige Glück des Lebens gewähren! Wo Freundlichkeit aus jedem Blicke lächelt, wird dir die freundliche Aufnahme gewiß nicht fehlen! Geh, und sey Allen auch recht freundlich!

Bonn, im Januar 1819.

August Gebauer.

Dem freundlichen Leser.

Der Herausgeber dieser Blätter hat weiter nichts zu sagen, als daß der gewählte Titel an die Zeit der Morgenröthe, wo alles zu neuem Leben erwacht, und die Memnonssäule, von den himmlischen Strahlen berührt, leise zu tönen anfängt, mythisch erinnern soll. Die Deutung ist leicht gefunden. Möge sie Dir auch recht erfreulich werden!

Der zweite Band erscheint im Anfange des nächsten Jahres. Bis dahin ein herzliches Lebewohl!

Die Morgenröthe im Aufgang.

Wollen und Wallen.
Ein Pilgersprüchlein.

Wer nur erst wollen kann, wird bald auch wallen
In seel'ger Pilgerschaft.
Doch Wollen kommt und Wallen
Nicht aus der eignen Kraft;
Aus süßem Quell entsteigt's, der alles Gute schafft:
Aus Gottes heil'gem Wohlgefallen.
Drum, Pilger, mach dein Auge hell,
Treubetend, in dem heil'gen Quell;
Und innig wirst du woll'n, und sieghaft wirst du wallen!

L. M. Fouqué

Lied.

Scheide, ach! scheide,
Doch nur von Liebe nicht!
Wird Liebe auch zu Leide,
Ist's doch des Lebens Licht!

Scheide, ach! scheide,
Doch nur von Hoffnung nicht!
Die ist ein Stern im Leide,
Ein Gotts-Vergißmeinnicht!

Scheide, ach! scheide,
Doch nur vom Glauben nicht!
Der sagt dir: Lieb' und leide,
Und hoff' in meinem Licht!

Scheide, ach! scheide,
Doch nur vom Leide nicht!
Wer nicht kennt Lieb' im Leide,
Der kennt nicht Lieb' im Licht!

Helmina.

Von der Liebe.

Warum lieben wir denn so wenig, ihr lieben Brüder und Schwestern, da unser Herz doch so voll Liebe ist, und so sehr nach Liebe verlangt von Jugend auf? Schämen wir uns etwa, oder was ist es, das uns davon zurückhält? Sehet einmal die Kinder, wie sie auf alles, was ihnen begegnet, ihre Liebe übertragen, und wie gern sie alles umfassen, und an ihr kleines Herz drücken, was ihnen freundlich entgegen kommt. Nun geschieht es wol aber oft, daß sie zurückgestoßen werden mit ihren schönen Gefühlen von rauher Kälte und Hartherzigkeit. Da ziehet die Liebe sich denn tiefer in das Herz zurück, verschließet sich wol gar, wenn das zu häufig geschieht;

aber verschwinden, aufhören kann sie wahrhaftig nimmermehr, ob es auch gleich so schiene! Sie liegt nur bewusstlos im Schlummer, und richtet sich, sobald ein heller, freudiger Ruf an sie ergehet, in alter Lebensfülle auf.

Ward Eure Liebe denn auch so in sich zurückgewiesen, stieß sie denn auch auf so kalte, steinerne Herzen, daß sie sich, um dergleichen Unfälle nicht mehr zu haben, freiwillig in sich verschloß, und endlich, da es ihr an Thätigkeit gebrach, in Schlummer versank? Ach! Ihr habt das rechte Herz nicht gefunden (wiewol Ihr es ohne sonderliches Bemühen hättet finden können!), an dem sich Eure Liebe erwärmt, gestärkt und tausendfach vermehrt haben würde. Da wäre Euch ein schönes, volles Leben geworden, und es hätte Blüthen getrieben, die unvergänglich sind, und die dunkeln Auen der Erde in helle Himmelsauen verwandelt, und die Menschheit wäre in naher Verschwisterung vor euch getreten, und Ihr selbst hättet Euch erkannt als innigverbundene Glieder in ihrem unendlichen Körper.

Und fraget Ihr, wo denn das Herz zu finden sey, an welchem jeder geliebt und liebend ruhen könne in langer Wonne? so weiß ich es Euch nicht besser zu sagen und zu beschreiben, als es der Jünger gethan hat, welcher unserm Heiland oftmals seelig am Herzen lag, der liebende und geliebte Johannes. Schlaget auf die Blätter, die er geschrieben hat, sie sind das rechte Buch der Liebe! Da ist ihr Wesen, ihre Seeligkeit so klar und wahrhaftig ausgesprochen, als es in menschlicher Sprache und für menschliches Verständniß nur immer geschehen mag. Schlaget sie auf diese heiligen Blätter, und die Stimme der Liebe wird an Euer Herz schlagen, und die Schlummernde bald erwecken, und thätig und lebendig machen. Dann fällt jede Härte weg, und wo Ihr sie findet, da wird Eure Liebe nur desto größer, desto eifriger; da möchtet Ihr sie gern erweichen, und, in Liebe verwandelt, mit Euch fortreißen an das Herz, wo Ihr so hohe Beseeligung gefunden habt und fortwährend findet.

Ob dieß auch rathsam und möglich sey? Ganz sicherlich! die Liebe scheuet weder Zeit, noch

Mühe, um für sich zu gewinnen! Sie weiß, zu welcher Wonne sie führt. — Und was sollte der Liebe, dieser Gotteskraft, unmöglich seyn? Ist sie es nicht, die Erde und Himmel, nachdem sie lange in bittrer Feindschaft miteinander gestanden, wieder ausgesöhnt und einander nahe gebracht hat für Zeit und Ewigkeit? O so wollen wir wachrufen die Liebe aufs neue, wenn sie in Schlummer gesunken ist, und ihrer sorgsam pflegen, und sie walten lassen immerdar, auf daß sie allenthalben Herzen mit sich vereinige, und der große Bund zu Stande komme, dessen innerstes Leben und Bindemittel sie, die im Anfang war und in alle Ewigkeit ist, ausmacht.

G.

Lied.

Musst dich zufrieden geben,
Du armes, armes Herz!
Das rechte Christenleben
Gebiert sich nur aus Schmerz.

Und Schmerz und Herz sie stammen
Von Einer Wurzel her,
Und wohnen still beisammen
In täglichem Verkehr.

Und sollen in dem Herzen
Dir Himmelsblumen blühn,
So müssen sie durch Schmerzen
Auch ihre Zweiglein ziehn.

Es muſſ des Heilands Leben
Sich ſelbſt dem Kreutzestod
Verblaſſend übergeben,
Zu bringen Morgenroth.

Dieß Bild ſtellt jedem Herzen
Zum Troſt die Lehre hin,
Daß nur aus Tod und Schmerzen
Mag Freud' und Leben blühn.

O Freude aus dem Schmerze!
O Leben aus dem Tod!
Was hat es noch, mein Herze,
Was noch mit dir für Noth?

August Gebauer.

Des Schmerzes Geheimniß.

Im Schmerze ist dem Wesen erst die tiefere Quelle seines Lebens gefunden. Wer könnte dieß vom unseligen Schmerze, von der Angst der Finsterniß meinen. Sie hat nicht Schmerz, ihr innerer Zustand ist eine das Wesen durchängstende Wuth, die eben keinen Ausgang, keine Oeffnung findet. Der Schmerz hat seine Wunden, durch die er gen Himmel blickt. Er kennt die heiligen Wunden und neigt sich demüthig mit seiner Verletzung ihnen zu. Die Tiefe hat ihn empfangen, die Oberfläche mit ihrer bald dürr, bald lockend täuschenden Gestalt seinen eigentlichen Sinn losgelaßen. Hier ist nicht von einem gleichsam von außen auf uns zugetretenen Schmerz die Rede.

Das ist nicht jener ächte und eigentliche Schmerz, der die Tiefe der Wesenheit erschließt, in den man durch die enge Pforte dringt, wo in der Angst der Engel geboren wird. Dieser Schmerz ist nichts Aeußeres. In uns wird er geboren, er ist eine Mischung von Gnade und Buße, die den Menschen über das Glück der Welt hinwegführt, erkeimt aus irgend einer schmerzlich ernsten Erfahrung, Fügung, Begebenheit, aus einem jener stillen oder raschen Wunder des Lebens in uns auf, und die Seele lernt ihn bald nähren und in seiner Nähe etwas empfinden, das höher ist als alles Irdische, ja selbst als die Freude, die doch des Himmels verwandtestes Bild ist. Ja erst wer einen solchen tiefen Schmerz empfunden hat, naht dem Quell der Liebe, denn durch den Tod hindurch muß die Seele zum Leben vorbrechen.

An welchen Zeichen zu erkennen sey, daß die Seele nun den wahrhaften Schmerz im Leben gefunden habe? Die ihn fand, erkennt ihn gar bald, denn nichts auf Erden sieht ihm gleich, in ihm wird ihr durch Glauben und Liebe, in Er-

kenntniß der Trennung von dem Urquell und der Wiederannäherung an Gott durch Gott, ein Verständniß der ewigen Wahrheit und eine Nähe der Barmherzigkeit, ein Ernst des ringenden Lebens und eine Ruhe über vieles audere Ungemach, die sie vorher in tausendfachem Sehnen suchte, aber nicht fand. Gewiß, die innerste Sehnsucht des Wesens blickt erst durch Wunden hindurch in die Wahrheit.

Im Unseligen ist dieser Schmerz Todesangst ohne Licht. Seliger Schmerz ist eine Flamme, die vom Licht entzündet worden. Er ist der Silberblick des Lebens in seiner läuternden Flamme. Im Herzen, das zum Brennspiegel geworden, wohnt schon der unsichtbare Phönix, fühlt seine Flügel geboren werden und triumphiret in seinem Grabe!

Ja dieser Schmerz ist selbst ein unbewußtes Sehnen der menschlichen innersten Natur, die sich, wie ihr äußeres Gestirn mit seinen gesunkenen Naturgeistern, rastlos in ihren Tiefen nach ihrer Befreiung und Wiederbringung ängstet; nur daß der äußere Mensch ihm mit zu lauter Stimme widerspricht und darum der süßen Schmerzens-

wonne widerstrebt, bis er reif wird am Licht und ihm die irdische Blüthe fällt. Darum ist es ein so häufiger Wahn in der Jugend sich unglücklich zu fühlen, sich schon mit einem Schmerze zu berühmen, den man in sich trage u. s. w. Es ist höchstens (mit Ausnahme einzelner, früh erleuchteter Gemüther) eine unbewußte Ahnung, die tiefer heraufkömmt, als der blühende Mensch zu greifen vermag.

Seliger Schmerz heißt dieser Schmerz, wenn er den Menschen heimwendet zum Ursprunge der Liebe und Erbarmung; und davon kann die Außenwelt nur das Geringste erfahren. Was in einem Menschen vorgeht, dem sich im Schmerz die wahren Wunden mit ihrem Lebensbalsam aufthun und die wahren Liebesblicke mit ihrem Himmel: das läßt sich nicht in Worte faßen; die Blicke streben's zu bewahren. Und das ist der Schmerz, in dem die ewige Freude wiedergeboren wird, die den Kindern hienieden gleicht, den harmlosen Seelen, die nicht zum Schmerze gediehen in dieser Welt, sondern schnell in des Himmels Freude übergingen. L.

Sankt Johannis letztes Wort.

Wartend seines Amts im Bethgemache,
Das dem Herrn geweiht zu Ephesus,
Stand zur Zeit der ersten Abendwache
Pauli Glaubenssohn, Timotheus,
Um den hohen, priesterlichen Greis
Der Gemeine dichtgedrängter Kreis,
Hergeeilt nach ihrem Tagewerke,
Daß an Gottes Wort ihr Herz sich stärke.

Aus des Greises Blick, aus seinen Mienen,
Seinem salbungsreichen Worte quoll
Jenes Leben, ihm im Sohn erschienen,
Jenes Leben, deß sein Busen voll.
Und was überwallend ihm entfloß —

Himmlischhell und liebewarm ergoß
Es hinein sich in die offnen Seelen,
Sie dem Sohn noch enger zu vermählen.

Jetzt zum Schluße falten sich die Hände,
Daß das Herz in des Gebetes Hauch
Noch zu Gott sein tiefstes Leben sende,
Nach der Christen frommen Sinn und Brauch.
Flehen muß es für das Reich des Herrn,
Für die Gläub'gen hier und nah und fern,
So wie für das Heil des Gottesmannes,
Jenes Lieblings Christi, Sankt Johannes.

Zum Jahrhundert zählt er schon die Schritte.
Herrlich glänzt' als der Gemeine Licht
Einst der Geist, der nun die morsche Hütte
Heimwärts strebend immer mehr durchbricht.
Ihn zu halten, ringt ihr täglich Flehn,
Doch zu bald nur wird hinweg er gehn,
Denn wer wehrt den finsteren Gewalten,
Wenn schon ausgestreckt den Arm sie halten?

Jetzt auch blicket alles für den werthen Lehrer
Mit dem Aug' voll Sehnsucht himmelan —

Da — horch! ein Geräusch! — wer sind die
Störer?
Sieh! die Flügelthüren aufgethan!
Nun bewegt es langsam sich herein.
Wie, ein Bette? — Wer nur mag es seyn?
Ists ein Kranker, der dies Haus erlesen,
Um durchs Flehn der Brüder zu genesen?

In die Mitte wird das Bett getragen,
Und vorsichtig leise hingestellt,
Dann der dunkle Schleier weggeschlagen,
Welcher die Gestalt verborgen hält.
Die Enthüller treten jetzt zurück
Vor der forschenden Gemeine Blick —
Ha, er ist's! es ist der Hochverehrte,
Den so lange schon ihr Aug' entbehrte.

Mühsam richtet er sich in die Höhe,
Freundlich schnell und sorgsam unterstützt
Von Timotheus in seiner Nähe,
Daß er aufrecht jetzt im Bette sitzt.
Rosig glänzt im dünnen Silberhaar,
In dem Engelantlitz, mild und klar,

Auf der ganzen hochgeweihten Stelle,
Wo er weilt, des Abends Dämmerhelle.

Ihm entgegen schlagen alle Herzen,
Alle tief von einer Lieb' erglüht.
Furcht und Hoffnung wallen, Freud' und Schmerzen,
Wechselnd auf in jeglichem Gemüth.
Was hat ihn gebracht zum Gottesort?
Will er einmal noch in reichem Wort
Vor den Seinen hier das Herz ergießen,
Oder sie nur sehn, und scheidend grüßen?

Lang und sinnend hält der Gottgetreue
Auf den Kreis umher das Aug' gelenkt;
Jedem, wird von ihm ein Blick der Weihe
Viel bedeutend, liebevoll geschenkt.
Und auf wem er leise betend ruht,
Den ergreifet schnell Begeistrungsglut,
Kühn die Welt im Heiland zu bezwingen,
Und des Sieges Palme zu erringen.

Was des Greises Blick als Wunsch geboren,
Stärken wirds nun auch sein Wort zur That:

Zeigen wird, wie er ihn selbst erkoren,
Er des vollen Siegs gewissen Pfad.
Sieh! zur Red' erschließt er schon den Mund! —
Doch ein kurzes Wort nur thut er kund:
„Kindlein, liebet euch!" dann senkt er wieder
Langsam sich aufs Ruhebettlein nieder.

Und den heil'gen Gottesmann verhüllen
Sanft die Träger jetzt, und tragen ihn
Schweigend wieder durch den Kreis der stillen,
Tief im Geist bewegten Hörer hin. —
Nur ihr folgend Auge, thränenschwer,
Und ein leises Flüstern rings umher
Sagt, was sie in jenem Wort gefunden,
Und was ihr Gemüth dabei empfunden.

Immer hält sie noch die neugeweihte Stäte,
Wo der Greis das hohe Wort gezeugt,
Ob schon lang und dunkler stets die späte
Sommernacht zu ihnen niedersteigt.
Durch die Fenster quillt des Mondes Stral
Jetzt herein, und wallet durch den Saal,
Wie ein Geist, der, jener Welt entschwebet,
Ob der betenden Gemeine webet.

Und je mehr sie weilen, hebt sich höher
Stets die Andacht in der Beter Brust,
Führet sie dem Ewgen nah und näher,
Weckt stets hellern Anschauns Wonnelust.
Mächtig tönt, was Sankt Johannes sprach
Immer noch in jedem Busen nach,
Und, als ob es auch im Saal erklänge,
Horcht und horcht und staunet jetzt die Menge.

Hastigleise thut sich da die Thüre
Einem tiefbewegten Boten auf.
Jedes Auge fragt: was her ihn führe
Odemlos vom flügelschnellen Lauf?
„Eben hat der Meister es vollbracht:
Allen wünscht er segnend gute Nacht.
Jenes Wort, zuletzt vor euch gesprochen,
Lallt' er noch, als schon sein Blick gebrochen.

Heilmann.

Heimgehen.

Unter allen Wörtern, die den Begriff sterben bezeichnen, ist doch keines so schön und so wahr, als das unter den Brüdern gewöhnliche — Heimgehen. Ja wol ist das Leben nichts anderes, als eine Wanderschaft, ein Zug aus der Fremde in die Heimath. Hienieden ist unsers Bleibens nicht! Der von dem Himmel herabstieg auf die Erde, und sich, nachdem er unser Bruder geworden war, und uns Glauben, Hoffnung und Liebe gebracht hatte, wiederum dahin aufschwang, hat uns ja droben in seines Vaters Hause Wohnungen bereitet. Diese müssen, sollen und können wir immer vor Augen haben, damit wir nicht von dem rechten Wege abkommen und in

die Irre gerathen. Die größte Vorsicht ist allerdings dabei vonnöthen: denn es giebt der Abwege so verschiedene, und der Täuschungen und Blendungen des Auges so mannichfaltige, und der Stimmen, die da rufen: hiehin musst du gehen; das ist der rechte Weg, da blühen dir lauter Rosen entgegen, hier vermeidest du die Dornen, die dort dich schmerzlich stechen und tödtlich verwunden würden, glücklich — ach! der Stimmen giebt es so viele, daß der Mensch sich nur allzuleicht bethören, und ins Verderben locken lässt.

Aber wer richtig vor dem Herrn gewandelt, und das Ziel stets unverrückt vor Augen behalten hat, und, wenn er auf Abwege gerieth, getäuscht unb geblendet ward, und der verlockenden Stimme Gehör gab, sich bald wieder des Rechten besann, und umkehrte von der weiten Heeresstraße auf den engen, schmalen, einsamen Weg, und so zu der letzten Höhe, an die Pforten des ewigen Lebens glücklich, und voll Erwartung der Dinge, so da kommen sollen, und voll Sehnsucht danach, und voll Freude darauf — o

wer bis dahin glücklich gelangte, von dem dürfen und müssen wir ja sagen: er ist heimgegangen. Denn er hat das Land der Heimath, und den, der ihm daselbst Wohnung bereitete, ja gefunden, und kann nun bei Ihm ausruhen in langer, voller Seeligkeit!

S.

Freud' und Leid.

Von innen her viel süße Freud',
Von aussen her manch bittres Leid;
Das sind zwei Quellen, die zum Herzen
Hinströmen rastlos Lust und Schmerzen.

Durch das, was tief aus innen fließt,
Wird Leidesbitterkeit versüßt;
Es nimmt das Süß' in seinem Lauf
Mit Lieb' wol auch das Bittre auf;
Und endlich werden in dem Herzen
Zu Himmelsquellen selbst die Schmerzen.

D. H. Graf v. Löben.

Die Stillen im Lande.

Man sollte die Erde mit einem weit ungetrübteren Auge, als es wol in der Regel zu geschehen pflegt, betrachten: denn alles darauf ist ja voll hoher Bedeutung, ein Zeugniß und Abdruck des Ewigen. Aber leider ist das nur äußerst selten der Fall; und so kann es nicht fehlen, daß das Meiste in einem trüben Lichte, und geringfügig erscheint. Indessen giebt es hin und wieder stille, friedliche Menschen, welche Gott vor Augen und im Herzen haben, und sich der Erde und ihrer mannichfaltigen Erscheinungen mit kindlichem Sinne erfreuen. Aber sie sind selten, und fast den Zugvögeln zu vergleichen. Sie scheinen Fremdlinge aus einer Welt, wo Un-

schuld und alte, gute Sitte noch wohnen, zu seyn, und werden von den Meisten, weil die Sprache derselben nicht, wie die Ihrige klingt, und ihnen daher unverständlich ist, nicht begriffen, und wol gar für Schwärmer und Sonderlinge ausgegeben. Dieß stört die stillheitern Gemüther zum Glücke nicht; sondern sie gehen ihren Gang ruhig fort, und lächeln, ob er sie nun durch Dornen, oder durch Rosen führe: denn sie wissen, daß diese, wie jene, von der Hand Gottes, welche ihnen in allen Begebnissen und Fügungen des Lebens offenbar wird, gepflanzt worden sind. Ihr Wandel ist still; aber seelig. Sie verlieren sich nicht in zwecklose Zerstreuungen und Gesellschaften; sondern haben in sich das verheißene Leben gefunden, sehen und nähern sich Gott in der Natur, ihren stillen Beschäftigungen, und in dem Umgange mit wenigen, ihnen an Sinn und Denkart gleichen Menschen. Verlassen sie die Erde, so sagen die Hinterbliebenen: sie sind heimgegangen. Auf ihren Gräbern blühen Blumen, denen sie ähnlich waren, und ihr Gedächtniß bleibt in Ehren bei den Ihrigen immerdar. S.

Der Weihnachtsabend.

Ein Idyll,

von L. M. Fouqué.

Das Stübchen dämmert in der Abendstunde
So heimlich still.
Von draussen sinkt ein flockig Schneegewimmel
Sanft, lautlos, aber dicht, zur kalten Erde,
Und hüllt sie ein mit weitem Schleierwurf. —
Die Kinder, wie von der verschwiegnen Hülle
Selbst überdeckt und eingewiegt,
Sind still im Zimmer,
Und Keines schaut sich nach den Fenstern um.
Doch in den kleinen Herzen pocht die Lust
Der Ahnung und des zuversicht'gen Hoffens.
Denn wen'ge Schritte weiter — nur ein einz'ges

Ein winzig dunkles Kämmerlein
Liegt noch dazwischen, —
Putzt Vater schon die Weihnachttischlein auf,
Und ach, in jedem, jedem Augenblick
Mag's ja geschehn, daß hell die Silberschelle
Hinläutet zur Bescheerungslust. O Himmel,
Wie wird es dann so licht und herrlich seyn! —
    Jedoch die Schelle schweigt,
Und schweigt noch immer;
Und Eine Viertelstunde nach der andern
Zieht langsam an den Harrenden vorbei. —
Da murrt ein trübes Wort aus heiterm Rund:
„Wie, wenn's nun heute Abend
Nichts mit der fröhlichen Bescheerung wär?
Und ständ' ein andrer Wochentag ganz nüchtern
In dem Kalender da? Ganz freudenlos?
Und Vater hätt' uns spaßend nur geneckt?"
    Starr werden die Gesichtlein,
Die kaum nur noch so seelig lächelten,
Und beinah hörbar schlagen bang' die Herzen,
In gar viel andrem, gar viel wilderm Tact,
Als da noch Hoffnung drin ihr Wesen trieb,
Ihr liebes, lindes, mütterliches Wesen! —

Der holde Kreis sieht Frühlingsblumen gleich,
Auf die ein unverseh'ner Maifrost fiel. —
Allein die trübe Zagheit
Erbaut sich nicht den eis'gen Nebelthron
Inmitten frischgesunder Kinderseelen.
Rasch tritt der muntre, kleine Rudolf vor,
Ballt die zwei kecken Fäustlein allezwei,
Und spricht hinein auf jenen bangen Zweifler:
„Das ist nur dumm gesprochen, Meister Kurd!
Was? Kennst den Vater nicht mehr? Unsern Vater?
Der sollt' uns necken? — Nicht etwa zum Spiel,
Um uns darnach viel heit'rer zu begaben, —
Nein, so mit süßverheißnen Gaben necken,
Um dann zu sprechen: nein, heut giebt es nichts! —
O schäm' dich, Kurd; sonst wisch' ich dir eins aus,
Daß du gedenken sollst an diesen Abend."
Der Kurd ballt seine kleine Fäustlein auch,
Und geht dem Dräuer kühn bedräu'nd entgegen
Jedoch Elisabeth, die sanfte Schwester,
Tritt hold abwehrend zwischen sie, und spricht:

„Was, Rudolf, sprachst du für ein hässlich Wort?
Den Kurd, den wolltest schlagen du? Und so,
So dann gedenken sollt' er dieses Abends? —
Ach, dieser Nacht! — Du weißt ja, lieber
Rudolf,
Was die vom Himmel hoch uns hat bescheert,
Und wie die Englein sangen in der Luft:
„Gott in der Höh' sey Ehre! Fried' auf Erden!
Und an den Menschen sey ein Wohlgefallen!"
Mein lieber Rudolf, hältst du Frieden heut?" —
Da bricht des kühnen Knaben trotz'ger Muth
In heisse Thränen;
Er schmiegt sich an die Brust des Schwesterleins,
Und spricht:
„O weh, entweiht hab' ich den heil'gen Abend!
Ach nun hat wol an mir, mir Ungezognem,
Der liebe Gott kein Wohlgefallen mehr?"
„Das hat er ganz gewiß, mein lieber Bruder;"
Entgegnet tröstend ihm Elisabeth.
„In diesem Augenblick wol ganz gewiß!
Du weißt ja selbst die lieben, schönen Sprüche
Von dem verlornen Lämmlein, wie der Hirte
Sich freut, wenn von den Bergen heim er's trägt."

Sanft weint sie mit; auch Rudolf weint nun
sanft,
Und richtet sich in Freud' und Frieden auf,
Und spricht, dem Kurd die Hand entgegen bietend:
„Sey mir nicht böse, Du!
Ich will's auch nun und nimmer wiederthun!"
Versöhnt schlägt Jener ein,
Allein in banger Scheue
Naht er der holden Schwester sich, und flüstert:
„Ich war ja Schuld; ich doch nur ganz allein!
Wie konnt' ich auch so albern trübes Zeug
Von dem herzlieben Vater in mir denken!
Ja, endlich gar es sprechen,
Und Euch verstören All' in Eurer Lust!"
Elisabeth, die bleichen Wangen streichelnd
Dem armen Knaben, spricht: „Du lieber Kurd,
Das kommt ja von dem bösen Fieber noch,
An dem du so sehr krank darniederlagst.
O, der Herr Doctor sagt' es gleich voraus:
Dem Kinde wird noch manche trübe Grille
Durch's Köpfchen zieh'n, eh' es sich ganz erholt!—
Nun sieh, das Fieber that's, und weiter Niemand.
Was weinst du denn?

Was weinst du nur auf Einmal so gar
schmerzlich?" —
„Ach denk' nur, traute Schwester," — flüstert
Kurd, —
„Wenn nun wir Brüder uns geschlagen hätten, —
Und plötzlich dann die Schelle, —
Die liebe, schöne Silberschelle drein
Mit ihrem Freudenruf! —
Und Vater käme wol, selbst nachzusehn,
Wo wir nur blieben, — ach und dann, und dann
Das Freudenfest mit einmal so zerstört, —
Ach, Vater hat sich selbst so drauf gefreut!" —
Und heisser, heisser strömen seine Thränen,
Und auch die andern Kinder treten zu,
Und weinen mit;
Vor Allen aber Rudolf.
Der schlingt die kleinen Aermchen um den Hals
Des Bruders, preßt ihm dicht, ganz dicht sich an,
Und schluchzt dabei: „du armer, kranker Kurd!
Ach, ach, als ich an deinem Bettchen saß,
Und betete, daß Gott dich bei mir ließe,
Wer hätte das, wer hätte das gedacht!" —

Elisabeth, das liebe, helle Kind,
Sie trocknet ihre Thränen,
Und spricht:
„O nun, o nun nicht fürder weinen, Brüder!
Nun ist ja Alles gut! —
Nun werdet Ihr Euch niemals wieder zanken,
Seit diesem schönen Abend nimmermehr,
Und würdet Ihr auch tausend Jahre alt.
Nicht wahr?“ —
Und Beide schluchzen:
„Nein, niemals! Nimmermehr!“
Und küssen sich, und haben sich so lieb,
So recht aus ganzer tiefster Seelen lieb;
Doch immer, immer fließen noch die Thränen.
Da tritt hervor der kleine Fritz, und spricht:
„Ich will Euch wieder fröhlich machen Kinder,
So fröhlich, wie der Vater gern es sieht.
Kennt Ihr das Mährchen von den sieben Rittern?“ —
Und aus dem kleinen Kreise tönt's vergnügt:
„Erzähle, lieber Fritz!
Erzähl'! So geht das Stündlein vollends hin —
Doch wenn die Silberschelle ruft dazwischen —“

„Ei Gott,“ sagt Fritz, „da tret' ich gern zurück;
Von Herzen; das versteht sich!
Was giebt's denn bessres, als das liebe Glöck-
lein?“ —
Und schon zurecht, ein wenig feierlich —
Weil ihm die nahe, wunderbare Sage
Das Herz anschwellt, — setzt in die Mitte
Des Kreises auf den hohen Polstersessel
Sich Fritz, und will beginnen seine Mähr; —
Da — horch! — ein ängstlich Seufzen
Stöhnt leis' empor.
„Wer grämt sich denn so sehr hier?“ fragt der
Fritz.
„Ist's irgend wem nicht recht, daß ich erzähle? —
Ei Gott, so laß' ich's bleiben —
Zu Aller Lust, — da bin ich gern zur Hand;
Doch, — frei herausgesprochen, —
Sind etwa meine sieben Ritter
Jemanden hier fatal, —
Da sind sie viel zu gut, um tauben Ohren
Was vorzuleiern. 'Raus denn mit der Sprache!
Soll ich erzählen? — Oder soll ich's nicht?“ —
„Erzählen sollst! Erzählen!“

So ruft mit eins der ganze Kinderchor;
Nur Einer ausgenommen. Der blieb still,
Und seufzte weinerlich so vor sich hin.
Es war der arme, halbgenes'ne Kurd,
Und Niemand hätte seiner wol geachtet,
Nur daß der kecke Rudolf ihn vernahm,
Und sprach: „nein, Bruder Kurd,
Du hast 'ne Stimme hier, just wie wir Andern!
Ja, sogar Zwei! Denn meine geb' ich mit
Zu Allem, was du willst, du lieber Bruder!"
Und Jeder bittet nun den Kurd: „so sprich doch!'
Da bringt der arme Knabe
Zuletzt dies trübe leise Wort heraus:
„Ihr Kinder, mit dem Mährchen ist's wol hübsch;
Und wißt Ihr auch: vor allen andern Spielen
Hatt' ich dergleichen stets von Herzen gern.
Nur heute just! Am heil'gen Abend just!
Ach Kinder, denkt, — wenn das nur keine Sünd' ist!
Zumal nach dem was kaum noch hier geschah:
Nach Zank und wüstem Drohwort.
Ich meine; besser blieben wir ganz still,

Demüthig still, bis uns die Silberschelle
Vergönnt, von Herzen wieder froh zu seyn."
Und Alle schweigen, sehn sich fragend an,
Derweilen Fritz ganz sacht'
Von seinem grünen Stuhl hinunter steigt,
Und leise flüstert: „Sünde? —
Ei dann bewahre mich der liebe Gott
Vor meinen sieben Rittern heut' und immer,
So lieb sie mir auch sonst gewesen sind!" —
Still, stumm und bange lauscht
Die kaum nur noch so fröhliche Gesellschaft. —
Doch endlich spricht Elisabeth holdlächelnd:
„Seht an's gefrorne Fenster doch, Ihr Kinder,
Wie reich die schönen Eisesblumen blühn,
Und Mondenlicht sie goldigsanft beflimmert.
Und horcht, wie schmettert das Canarienvöglein
Aus seinem bunten, tangergrünen Käfig
So herzensfroh und hell durch's Zimmer hin.
Ihr Kinder, schickt uns Gott am heil'gen Abend
So hübsche Bilder, fröhliche Musik, —
Wär' ihm da wol mit unsrer Mährchenlust
Nicht auch gedient? — Erzähl' du, Bruder Fritz!
Die sieben Ritter sind gewiß nicht schlimmer,

Als des Canarienvögleins munt'rer Sang." —
Und fröhlich schwingt
Sich auf den grünen Stuhl zurück der Fritz,
Und während All' — auch Kurd — beruhigt lächeln,
Hebt also er sein freundlich Mährchen an:

Am schönen Flusse Rhein, auf dem Gebürge,
Das man wol sonst die sieben Berge nennt,
Da haben sieben Brüder einst gewohnt;
Jedweder seine Burg auf einen Gipfel
Des edlen Höhenzuges festgestellt.
Sie waren alle Sieben jung und kühn,
Und neben wohlerlernter Waffenführung,
Wie sie jedwedem braven Mann gebührt,
Besaß ein eignes Kunststück Jeder noch,
So eins, das Niemand auf der Welt ihm nachthat:
Der Erste, der ritt auf einem Hirsch,
Wie andre Leut' auf Rossen frisch.
Der Zweite blies auf jedem Zweig,
Wie andre Leut' auf Flöten fein.
Der Dritte rannt' auf Schlittschu'n flink
Ueber ungefror'nen Wasserspring.

Der Vierte that in's Horn einen Stoß,
Und in den Wolken donnert' es los.
Der Fünfte summte so sacht: „su, su!"
Dann fielen den Leuten die Augen zu.
Der Sechste spann aus Mondenschein
Ein Netz und fing den Wallfisch drein.
Der Siebente, der gab nichts zur Schau;
Dem warteten all' die sechs Andern auf.
Lacht Ihr? — Ihr lacht den Siebenten wol aus,
Und meint, der hätt' es recht bequem gehabt?
Ja, wartet nur! Das Ding stand anders viel.
Ich möchte mit dem Siebenten nicht tauschen.
Der mußte nämlich für die andern Brüder,
Und für sich selber mit,
Wo's irgend Noth that, guten Rath erdenken,
Und mußte das sehr oft. Denn die sechs andere,
Leichtsinn'ge Burschen! fingen mehrstentheils
Mit ihren Gaben nicht viel Kluges an.
Der mit dem Hirsch, auf seine Windesschnelle
Vertrauend, stahl, — er that's wol nur zum Spaß,
Doch blieb es immer Unrecht! —

Stahl wie ein Rabe, was ihm wohlgefiel:
Juwelen, Kleider, Waffen,
Und hui damit ein zwanzig Meilen fort,
Und so die Leute toll sich nachvexiert, —
Dann gab er's ihnen herzlich lachend wieder.
Der auf dem Zweig blies, war ein Tagedieb,
Und zog die Jugend, meilweg's in die Runde,
Zur lust'gen Tagedieberei sich nach,
Beständig dudelnd;
Und nachthun wolltens ihm die jungen Burschen
Und Mägdelein, und quinkelirten gräulich,
Und ließen alles kluge Werk im Stich,
Und lernten doch nicht auf den Zweigen blasen,
So daß der Tagedieb fast schlimmer war
Für all den Gau, als jener schelm'sche Dieb
Und Hirschesreiter, dem der dritte Bruder
Mit seinen Wasserschlittschu'n lustig half
Das Tollste anzufah'n und zu vollbringen.
Der Vierte hatte seine Kunst so lieb,
Daß er gewöhnlich alle Stunden dreimal
In's Horn stieß, in sein Donnerhorn,
Zum gräulichsten Spektäkel.
Denkt selbst nur: alle Stunden dreimal donnern!

Auch das nun war den Leuten gar nicht lieb,
Und kam fast so viel Klage
Um ihn allein, als um die ersten Drei.
Der Fünfte mit dem Schlummersang: „su, su!“
Der war nicht eben wild,
Und liebt' auch nicht zu necken.
Doch in Gedanken summt' er öfters los:
„Su, su, su, su!“ Dann schlief die Gegend rings,
Bisweilen in der Aerndte, in der Heumahd,
Und an sehr wicht'gen Arbeitstagen sonst.
Und der Susumann merkt' Euch nichts davon,
Und alle Welt blieb schlafend,
Bis etwa ihm ein Schnarcher allzulaut
In's Ohr die Meldung gab; — dann sprang er schnell
Zum Bruder mit dem Hirsch, zum Wasserläufer,
Und trieb sie durch das Land, das Volk zu wecken;
Und wenn nichts half, bat er den Bruder Donnerer;
Der rief sie mit drei Donnerschlägen wach.
Er selbst ging höflich dann von Haus zu Haus,
Von Feld zu Feld,

Und bat, ihm die Zerstreutheit zu verzeih'n.
Doch unversehns, im halben Umlauf oft,
Sang er: „susu, susu!"
Und wieder ging das Schlafen, Schnarchen, Wecken
Von vorne los. —
Der Sechste nun, der mit dem Wallfischnetz
Aus Mondenstrahlen, — Bruder Kurd, du schüttelst
Den Kopf; — sag' an, was dir misfällt?"
„Ei, Fritz,"
Erwiedert Jener, „sprachst du nicht vorhin,
Der sieben Brüder sieben Burgen lagen
Am Rhein?
Gäb's denn Wallfische dort? — Kaum sollt' ich's denken." —
Der Fritz besinnt sich etwas, — reibt die Stirn, —
Dann spricht er endlich: „nun, so von den kleinen, —
Von den ganz kleinen —"
Kurd ruft eifrig: „nein,
Auch nicht den kleinsten, allerkleinsten Wallfisch

Laß' ich im Rhein dir zu! Das geht nicht an." —
„Ja nun, es stand doch so im alten Buche;"
Sagt kleinlaut Fritz.
Da spricht der Rudolf drein:
„Nun ja, und zu des alten Buches Zeit,
Da ist der Rhein wol größer auch gewesen,
Wol zehnfach größer als jetzund! Wer weiß!" —
„Ja recht! Ganz recht!" ruft hell ermuthigt Fritz.
„Die sieben Brüder waren selbst ja Riesen,
Noch in der großen, alten Wunderzeit.
Die Leute freilich ringsumher,
Die waren etwas kleiner. Doch die Sieben —
Und auch gewiß der Rhein! — Die waren groß.
Da kam es aber endlich doch so weit,
Daß vor dem Donnern, Stehlen, Blasen, Schlummern,
Und dem Ersaufen, — denn der sechste Bruder
Riß in der Eil, wenn's einen Wallfisch galt,
Bisweilen ein paar Fischerkähnlein um, —
Daß all' die kleinen Leut' im rhein'schen Thal
Ganz irre wurden, und an's Fortziehn dachten. —
Das war den sieben Brüdern
Von Herzen leid.

Denn gute Riesen waren's allesammt,
Und hatten freundliche Gesellschaft gern.
Da kamen drum zur Rathsversammlung sie
Bei'm Klügsten einst, bei'm Siebenten, zusammen.
Der sprach: „Ihr müßt mit Euern Gaben allen
Für diesen Thalgrund endlich nun einmal
Was recht Ersprießliches und Mildes thun,
Daß sich die Leute gern an Euch gewöhnen.
Hört an! Und leiste Jeder dieses Stück,
Das Fest, dran sich alljährlich unser Volk
Um jetz'ge Winterzeit erlabt, zu krönen.
Hört an!
Du Aelt'ster, sporne dein Thier recht frisch,
Und hol' uns Aepfel zum Wintertisch,
Hol goldne von Asia's fernstem Bord;
Die funkeln um diese Zeit noch dort.
Du zweiter blas so hold den Zweig,
Lock' Nachtigallen in's Winterreich!
Du mit den Schlittschuen, lauf über's Meer,
Und hol' uns aus Nordland 'nen lustigen Bär,
'Nen Bär voll geheimer Zaubermacht,
Der uns recht spaßige Künste macht.

Du Vierter nun in der Brüderreih',
Du Vierter, — ach brich dein Horn entzwei,
Das jagt den Leuten nur Schreck in's Blut,
Und ist zu gar nichts Vernünftigem gut.
Du mit dem Gesumme, — gen Welschland zieh,
Da sind kluge Zwerge, die schlafen nie,
Und lauern uns auf, so grimm und fein;
Die sing' für ein paar Jahrhunderte ein.
Du Sechster wirf dein Fischnetz aus,
Und fang' die besten Fische zum Schmaus,
Fang' auch Wallfische ganz sonder Zahl;
Von ihren Rippen, da bau'n wir 'nen Saal,
Und schmücken mit ihren Zähnen ihn fein,
Und laden die Leute zum Feste hinein.
Ihr Brüder, sparet nicht Gut noch Muth,
So wird's mit uns und mit Allen gut."
Die Brüder sprechen: „Ja von Herzen gern!"
Und rüsten sich zum Werke.
Der Donn'rer nur, der murrte ganz allein,
Und hat gar herzlich ungern d'ran gewollt,
Sein Horn zu brechen. Doch weil all die Sechs
Darauf bestanden, that er's endlich auch
Und freuten sich die Sieben nun mitsammen,

Wie jetzt das Volk im Stromthal
Gewißlich wohnen bliebe, zutrauensvoll,
Und wär' nun Alles ganz ausnehmend gut. —
Ja, gut! Gebt Acht! —
Denn kaum nur war auf seinem schlanken Hirsch
Gen Ost der Erste flink hinausgesprengt,
Da sammelte sich schon das Volk, und murrte:
„Hm, Einer minder! Ei, nun sind's nur Sechs.
Da wär's denn leichter um ein Siebentheil,
Die andre wilde Schaar ganz hinzuschlachten;
Und kommt der Eine wieder, —
Den fängt man spielend ab." —
Der Blasende vernahm nichts vom Gemurr;
Der blies so wunderlieblich,
Daß schon vom thauig milden Süden her
Hereinflog in die schneebedeckte Gegend
Ein Nachtigallenvöglein nach dem andern,
Und ganz in Freuden war er drob versenkt,
Und alles Schlimme ab für ihn und todt.
Der Dritte fuhr auf seinen Schlittschu'n flink
Meeraus; — und lauter viel ward das Gemurrmel.
Der Vierte saß betrübt
Bei seinem fromm zerschlag'nen Donnerhorn,

Und dachte sonst der ganzen Welt nicht mehr.
Der Fünfte summte bei den Zwergen schon
Sein zauberisch „Su! su!", und mußte lang',
Sehr lange summen.
Denn muntrer Art war jenes Zwergenvolk,
Und widerstand recht keck dem Schlafeszauber.
Der mit dem Mondnetz aber fischte ämsig,
Und nahm dabei treuherzig sich in acht,
Nicht abermal ein Schifflein umzufischen,
Weil doch sein ganz Begehr auf Frieden stand.
Und darum hört' er gar nichts, rein auch gar nichts,
Ob's immer kühner sprach und rief umher,
Seitdem der dritt' und fünfte Bruder fortzog.
Der Siebente — der lag in Friedensträumen
So fest und süß,
Und ruhte sanft vom guten Rathschlag aus,
Und lächelte dazu, mild wie ein Engel. —
Auf Einmal bricht der Sturm los.
Den Bruder mit den Flötenreisern traf
Der erste Mordschlag; und mit letztem Odem
Blies er noch einen holden Flötenton,
Und weheklagend schwirrten über ihm

Die hergelockten Nachtigall'n und starben. —
Dann traf's den armen Traurer
Bei seinem Donnerhorn.
Der freilich schlug im Niedersinken noch
Von den ergrimmten Leutlein
So'n Stücker sechs bis sieben auf den Tod,
Doch selber schon die Todeswund' im Herzen.
Da war vor jenem Todes-Flötenklang,
Der so recht klagend herscholl,
Der Siebente aus heitrem Traum erwacht,
Und wollte mit des Bruders Donnerhorn
Die Fernen heim zur Hülfe wiederrufen.
Doch fiel's ihm ein: „o meines thör'gen Rath's!
Durch mich ja ward das Donnerhorn zerstört.
Wir sind verloren!"
Und still bereu'nd gab er sich in den Tod. —
Halb schlümmernd, vor dem treugeübten Zauber
In eigner Traumeswelt tief eingesunken,
Kam der Susumann lächelnd hergewankt,
Und konnte jetzt nicht summen. —
Da fühlt' er kaum den Mordstahl in der Brust,
Und sank ermüdet in den letzten Schlaf. —
Den Bruder mit dem schönen Wallfischnetz,

Den stürzten sie vorüber in den Rhein,
Eh' er an Lärm und Noth und Rettung dachte.
Nun brannten sie im wüthenden Triumph
Die sieben Burgen auf den sieben Bergen
Wildjubelnd an. —
Da kam der auf dem Hirsch zurückgeritten,
Und weil er matt war von dem raschen Ritt,
Und auch sein Hirschlein matt,
Erstachen sie ihn mühlos;
Und seine schönen, goldnen Aepfel,
Die er mit her gebracht zu ihrem Feste,
Die rollten meist aus seiner Sterbenshand,
Und rollten in den Rhein.
Da, sagt man, wurden sie zu lauterm Golde,
Und liegen unten noch, ganz unberührt
Bis auf die heut'ge Stunde,
Bei'm alten, reichen Nibelungenhort. —
Nun kam der auf den Schlittschu'n angerannt
Mit seinem lust'gen Bären, und vermeinte,
Der Lärm sey Festesjubel, Spiel der Kampf.
Da trafen ihn die scharfen Pfeil' und Lanzen,
Und als er todtwund, halb noch lächelnd, sank,
Da hat er treu gesprochen:

„Dem Zauberbären eine Lanz' in's Auge!
In's linke Auge! Sonst erlegt ihr nichts,
Und riß' er Euch entzwei ja allzusammen!
Und, bitte, legt uns sieben Brüderleichen
Jedweden in sein brennend Schloß. — Gut' Nacht!" —
Sie thaten trüb' und stumm, was er gebot.
Da lag der Bär erschlagen,
Und lagen rings im Schnee
Noch von den duftig goldnen Aepfeln welche,
Rings um den todten Hirsch und seinen Herr'n;
Und lagen Wallfischrippen, Wallfischzähne
Zum schönen Bau des Saal's
Hoch aufgehäuft, da wo der Riesenfischer
Sank in den Strom, sich mit dem Lockenhaar
Verflechtend in der Wasserweiden Aeste;
Da zog man aus der Fluth den mächt'gen Leichnam,
Und trug hinauf ihn feierlich
Zu seiner glüh'nden Burg;
Und so that man's den andern Brüdern auch.
Und keine Jubellieder
Entschwangen sich den Herzen,

Um diesen schlimmen Sieg.
Die Kinder spielten mit den goldnen Aepfeln,
Die Jungfrau'n aber und die Jünglinge
Sah'n nach dem Flötenreise ganz betrübt,
Das mit des Spielers Mund war stumm ge-
worden;
Die Männer blickten staunend
Auf Wallfischripp' und Wallfischzahn,
Unfähig schier, den edlen Fang
Mit allvereinter Kraft zum hohen Saal
Für's nahe Fest in Fug' und Band zu bringen.
Die Greise seufzten tief,
Gedenkend, wie seit manchem schönen Jahr
Die sieben Brüder, langer Blüthe froh,
Schon viel des Fröhlichen und Guten
Zu all des Thales Heil und Lust vollführt.
Und dazu brannten von den sieben Bergen
Die sieben Burgen lodernd himmelan,
Hinauf in's dunkle Nachtgrau. Plötzlich fährt
Aus jeder Burg ein stern'ger Funke los,
Schwingt sich empor an's dunkle Wolkenzelt,
Und leuchtet dort, und strahlt dort überherrlich,
So daß, als auf den sieben Bergen nun

Die sieben Burgen in lichtlose Trümmer
Versunken waren, über ihnen hoch
Hernieder sieben Sterne sah'n vom Himmel.
Schaut! dorther streu'n bis heut' sie noch ihr Licht." —

Und all' die Kinder drängen sich zum Fenster,
Und späh'n durch die gefror'nen Scheiben,
Und ihnen gegenüber steht
Das deutungsvolle Bild der sieben Sterne,
Und Alle flüstern freudig schauernd: „ach!
Die guten sieben Ritter!
Wie sie so hell und blank herniederschaun!" —

Jedoch nach einer Weile fragt der Kurd:
„Von sieben, — sieben Rittern sprach das Mährlein?
Hier aber flimmert's reich ja durcheinander,
Als wären's tausend Ritter auf Einmal,
Und keinen Einzelnen kennt man heraus.
Wie geht das zu?" —

„Da hab' ich auch den Vater drum befragt," —
Entgegnet Fritz, —
„Als ich die Mähr' ihm aus dem Buch erzählte,

Und dann er mir das Siebensternbild wies.
Der sah ein Veilchen lächelnd vor sich hin, —
Doch ernsthaft lächelnd, —
Und fast, — so kam mir's vor — ward ihm das Auge
Von einer Thräne feucht.
Zuletzt ergriff er meine Hand, und sprach:
„Mein Fritz, seit deiner sieben Ritter Tagen
Hat wol die Welt viel Aehnliches gesehn:
Getreue Helden, mein' ich,
Von manchem Fehl, wie jeder Mensch besprützt,
Und um die einzeln Flecken trüb' verkannt,
Gefaßt, geworfen in ihr edles Blut! —
Das ging dem großen Herzog Hermann so,
Ging so manch edlem Meister
Der Wissenschaft und Kunst,
Und wird noch vielen Menschen so ergehn!
Drum zu den Siebensternen
Gesellt sich Stern an Stern,
Und unverkann und ungesondert flimmern
Sie fern hernieder auf die dunkle Welt. —
Doch merk' dir's Knabe! Merk' dir's, lieber Sohn!" —

Und innig zog er mich an seine Brust,
Und brennend rollten ihm zwei große Thränen
Auf meine Wang' herab, —
„Das soll nicht wenden dir den kühnen Lauf,
Nicht zügeln dir den frommentflammten Geist,
Nicht schwächen dir dereinst die tapfre Hand! —
Thu, sage, sprich, was recht ist
Vor Gott und Menschen! Deine Fehler ringe
Treubetend nieder! Und dann grüble nicht
Um Menschentadel! Deine eigne Schuld
Wirf zuversichtlich in den Mutterschooß
Der ew'gen Liebe! Die der Andern mit,
Aus treuem, sanftverzeih'ndem Herzen mit! —
Ob du ein eigen funkelnd Sternbild seyst,
Ob mit im Chor der sieben Sterne dämmerst,
Verdämmerst wol den blödern Augen ganz, —
Was thut es dir? — Du leuchtest doch in Gott!
In Gottes Kraft! —
Und endlich wol giebt's sternenkund'ge Männer,
Die mit geschärften Blicken, — sey es auch
Erst, wenn dich Gott von hinnen einst berief, —
Hinschau'n auf deine ferne Wolkenbahn,
Und sprechen: dennoch ist's ein edler Stern!" —

Ein heitres Lächeln stieg,
Ein Freudenroth in Vaters Angesicht.
Er rief nach seinem schönen Barberroß,
Und sprengte rasch, so rasch in's Feld hinaus,
Als wär' er noch ein Jüngling,
Ein rüst'ger Kriegsmann noch vor seiner Schaar
Und frühlingswarm die winterliche Nacht!" —
„Und frühlingswarm die winterliche Nacht!"
So ruft der Kurd; perlhelle Thränen stürzen
Ihm aus dem Aug', und seine bleichen Wangen
Erglüh'n. Die Andern seh'n ihn staunend an;
Da lächelt er, und spricht:
„Selbst weiß ich's kaum, wie mich die Worte trafen!
Mag's auf die Zukunft eine Ahnung seyn, —
Sie trafen mich so tief in's Herz hinein,
So tief, daß es davor nun weint und lacht:
Ha, frühlingswarm die winterliche Nacht!
Hindurch, Ihr lieben Brüder, allzusammen!
Im treuen Herzen muthighelle Flammen,
Und wenn die Erdenbilder
Sich wilder, immer wilder,
Zusammenstoßen und verwirr'n,

Dann vorwärt's, immer kräft'ger, immer milder,
Zum siebenfach herleuchtenden Gestirn!"
Die Knaben fassen sich einander kühn
In starke Arme, künft'ge Thaten blüh'n
Aus ihren Seelen auf, und lieblich mischen
Die Mägdlein holden Thränenthau dazwischen.
Da klingt auf einmal helle
Die nahe Silberschelle; —
Begeistrung — Freudenthränen allzumal
Im Auge, geht's hinein zum lichten Saal,
Den jubelheller Dankesruf durchdringt; —
So sey's auch einst, wann uns die Schell' erklingt!

Hier nicht, dort ist unsre Heimath.

Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir — das hören wir von Jugend auf sprechen, sagen es wol auch selbst, und wurzeln demohngeachtet so fest in den Boden der Erde, daß es uns schwer ankommt, wenn wir uns am Ende daraus losreißen sollen. Aber es sollte doch wol keines langen Erwägens und Bedenkens bedürfen! Der Vergleich, den wir zwischen dieser und jener Welt anstellen, kann nur zu Gunsten der letztern ausfallen. Brechen nicht täglich einige, oder wol gar mehrere der Gebäude, die wir mit so vieler Sorgfalt aufführten, zusammen? Trägt nicht alles, was uns hienieden entgegentritt, die Zei-

chen des Wechsels, die Spuren der Hinfälligkeit in und an sich? Selbst in der schönsten Blüthe, die das Leben uns bietet, sitzt der Wurm des Todes verborgen, und nach wenigen Augenblicken des Wohlgefallens sinkt sie verwelkt und farblos unter in dem nimmer stillstehenden Strome der Zeit. Die neuen, welche wir brechen, theilen das gleiche Schicksal.

So überzeugen wir uns, wenn der Leichtsinn nicht jeden ernsten Gedanken unterdrückt, durch Beispiele aller Art von der Unbeständigkeit und Flüchtigkeit des Irdischen immer mehr und mehr: da wird die Sehnsucht nach bleibendem Besitz wach, und sie schweift hinaus über die Höhen der Zeit, wo der Tod als Grenzwächter steht, ob sie dort vielleicht etwas von Bestand finden möge. Und es kann nicht fehlen, daß sie, wenn die Religion ihre Begleiterin ist, mancherlei wahrnimmt, das die Gewißheit eines unendlichen Daseins in sich trägt. Dann kehrt sie zurück auf die verlassene Erde, und pflanzt die Blumen, dort gebrochen, in ihren Boden, sie treulich pflegend Tag und Nacht. Oftmals wagt sie

den Flug aufs neue, und nie kommt sie ohne Gewinn zurück.

Aber die Blumen von dort wollen hier nicht recht gedeihen. Sie wenden ihre Häupter unverwandt nach dem heimischen Sonnenlichte. Da kommt endlich in des Menschen Herz der Wunsch, das Verlangen, sich da eine Hütte zu bauen, wo kein Sturm sie niederreißt und keine Klage sie umtönt, sondern der Geist des Friedens, selige Gefühle wehend, Wohnung hat.

Die Hütte des Leibes ist indessen auch alt und morsch geworden — und so rückt der Augenblick denn immer näher heran, der die bleibende Stätte zeigen soll. Nach viel Noth und Trübsal ist er endlich da. Der Grenzwächter schließt die dunkle Pforte auf, und alsbald sehen wir ausgebreitet vor uns liegen in wunderbarer Herrlichkeit das gelobte Land, das Land der Verheißung, und betreten es, bebend vor Freude, und finden, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen ist, eine unendliche Fülle von Seeligkeit uns bereitet.

August Gebauer.

Kleine Sprüche.

Nimmer wollest auf Vieles bauen;
Einem, der alles ist, sollst du trauen.

Wie magst du dich doch um die Erde kränken?
Nicht kannst du verdienen, der Himmel muß schenken;
Denn Schmerzen und Freuden uud Lächeln und Thränen
Bedeutet doch alles uur Himmelssehnen;
Und wer in der Liebe die Heimath gefunden,
Der hat auf der Erde den Himmel gefunden.

Freundlich möchtest du gern erscheinen?
Mußt nur die Kraft mit der Milde vereinen.

Irrthum ist dein ganzes Leben,
Wirst du dein Leben der Liebe nicht geben.

Im Rosenduft magst du dich heiter ergehn;
Den Rosenhonig gern verschmähn,
Den Necktar mögest du selig trinken;
Nicht üppig badend in ihm versinken.

Himmlisches Feuer durch Raub zu erlangen,
Schwer hat das einst Prometheus gebüßt;
Muthig und glaubend sollst du's verlangen,
Daß es wie Heimathsluft mild dich umfließt.

Willst du des süßesten Lächelns dich freun,
Wage dich nur mit Demuth zu freun.

Willst du harmonisch im Leiden erscheinen,
Wohne Gebet auch im innigsten Weinen.

Gott kann sich nie von dir, du nur von ihm entfernen,
Ach! möchtest du das Nahn, das immer näh're lernen.

Ist gar schlimm! die sanftesten Sprüche
Werden dem Bösen die ärgsten Flüche.

———

Wie zum fröhlichen Fest, so tritt in das blühende Leben;
Bist du deiner gewiß, täuschet das Leben dich nicht.

———

Sonne, du herrliche, sinkst, und du hellieblicher Mond einst!
Nur das reinste Bild Gottes ist ewig wie Er

———

Mächtig bist du, Geschick, und übermächtig und eisern,
Riesen bewältigst du leicht; dich nur — ein stilles Gebet.

———

Reicher als alle Gedanken, und reicher als jegliche Hoffnung
Ist die Gnade; du darfst, Ewiges hoffend, vertraun.

———

Ohne Glauben ist nicht Liebe,
Ohne Liebe ist nicht Glauben.
Willst du dir dich selber rauben,
Nimm dem Herzen Glaub' und Liebe.

Dich selber sollst du muthig überwinden,
Und in dir selbst den Lohn des Sieges finden.

Einsam seyn und doch in Gesellschaft: das übe du sorgsam,
Aber die Liebe verschmäht, einsam mit Menschen zu seyn.

Frage den Himmel, auf jegliche Frage vernimmst du die Antwort,
Doch nur die Demuth soll fragen; und Gnade gewährt.

Franz Horn.

Gott in der Natur.

Menschen! liebet die Natur nur recht innig, und ihr werdet gewiß auch bald zu Gott geführt werden, und ihn lieben, wie Kinder ihren lieben Vater: denn er kann euch nicht verborgen bleiben, dieweil er seine Herrlichkeit auf alles, was in der Natur ist, sichtbarlich abgedruckt hat, und alles mit beredtem Munde spricht: „durch mich bin ich nichts, aber von Ihm kommt mein Gedeihn und mein Wachsthum, der hat auch dir deine Freude gegeben, und du sollst ihm danken, gleich uns, für jegliche Gabe, für Regen, wie für Sonnenschein, und dein Auge nach ihm hinrichten, wie die Blume das ihrige nach der segnenden Sonne, die ihre Kraft zu leuchten und

zu erwärmen, wiederum von Ihm empfangen hat. Und wer sollte noch todt und ohne Regung bleiben, wie der fühllose Stein, und nicht ausrufen und sagen: „Ja, ich erkenne dich, Herr! in deinen Werken, und ich danke dir für diese Erkenntniß, und will dich lieben mein Lebelang: du liebst und hast mich ja von Ewigkeit geliebt!“

August Gebauer.

Frühlingslied.

Bald weicht von Feld und Wald
Der Winter rauh und kalt,
Die Blumen werden kommen,
Der langen Furcht entnommen.

Von allem trüben Leid
Werd' ich da seyn befreit,
Froh durch die Blüthe schweifen,
Und in die Saiten greifen.

Im Grase will ich ruhn,
Wie alle Blümlein thun,
In Lüften will ich schweben,
Wie alle Vöglein leben.

Was frischer Bächlein Lust,
Das ist mir auch bewußt,
Was durch die Wipfel wehet,
Mir durch die Seele gehet.

Im warmen Frühlingsschein
Werd' ich geborgen seyn,
Des Lebens Auferstehen
In Friede zu begehen.

Lied.

Es lächelt Himmelsbläue
Von Liebe ganz erhellt,
Mit Augen süß und treue
Auf Berge, Thal und Feld.

Bis in die Wurzeln fühlen
Die Bäume froh ihr Grün,
Und regen sich, und spielen
Im Abendlicht, und blühn.

In Demuth auf der Wiese
Die zarten Blumen stehn,
Wie nach dem Paradiese
In's Aug' der Bäche sehn.

O Mensch! dir kann verjüngen
Die Welt sich überall,
Willst du hindurch nur dringen
Zum inneren Krystall.

Doch zeigt an keinem Orte
Sich dir die offne Thür,
Es muß zuvor die Pforte
Erschlossen seyn in dir.

Was da du wirst erblicken,
Was da sich auf wird thun,
Ist nimmer auszudrücken,
In Liebe wirst du ruhn.

Wiesenliedchen.

Der Himmel kommt zur Erden
Mit seiner Sternenschaar,
Sie leuchtet wunderklar
Mit kindlichen Geberden.

Siehst du die goldnen Scheine?
Das himmelslichte Blau?
Das Roth voll Demantthau?
Sind alles Sternlein kleine.

O süße Wiesenblüthe!
O Maigeschenke zart!
Ihr seid von Himmelsart
Im irdischen Gebiete.

Drum denkt man bei euch gerne
An lichte Kindelein,
An holde Jungfräulein,
Und an die süßen Sterne.

Der Diamant.

Jeder meint's nach seinem Meinen,
Drum ist Meinung tausendfach,
Und wer alles will vereinen,
Wird voll Ecken, oder flach.
Hast du Ecken wo zu schleifen,
Und an solchen fehlt es nicht,
Mußt du nach dem Demant greifen,
Der durch alle Ecken bricht.
Uns, den Ecken nach Krystalle,
Macht er krystallinisch klar,
Der's, ein Demant für uns alle,
Einzig meinet rein und wahr.

O. H. Graf von Löben.

Abgerissene Betrachtungen einer Gläubigen.

I.

Es giebt Menschen, deren ganzer Seelenzustand, deren individuelle Naturanlagen, ja deren Grundsätze und Wandel sie unmittelbar zum Christenthume drängt, und die dennoch in ihrem Innern nicht dazu kommen können an Christum zu glauben.

Ihre schönen, liebenden Seelen möchten so gern das Reich des Friedens um sich her stiften. Duldsam und selbst vergessend wollen sie nichts für sich, alles für Andre. Tausendmal opfern sie Gewohnheit, Ruhe, Bequemlichkeit für den einzigen Genuß, in Andern Störungen auszugleichen, Sorgen zu stillen, Kummer zu beschwichtigen und

Jeglichem das sanfte Gnügen bescheidenen Frohsinns zu geben, das sie vorzugsweise erfüllt.

Ihnen gelingt sehr viel, denn sie haben viel. Doch einen Punkt giebt es über den sie nicht hinaus können, es ist der Wechsel alles äußerlich Bestehenden; hier spüren sie die Mangelhaftigkeit ihrer reichsten Liebeskraft. Was die Zeit zerstört, können sie nicht wieder herstellen. Sie empfinden den herben Druck gesetzlicher Nothwendigkeit, und klagt gleich das, an Stille und Entsagung gewöhnte, Herz nicht, so ermattet es doch unter dem Gefühl der Nichtigkeit alles Erdenlebens nach und nach, die erste jugendliche Frühlingswärme wird trockene zehrende Sehnsucht, melancholischer Nebel umzieht die Welt, der Ermüdete schwebt zwischen Wehmuth und Apathie, welche letztere den Verstand mit dem Stempel klarer Vernunft zu adeln meint, und so das ganze Dasein mit Eiseskälte niederschlägt.

Könnten die Suchenden nur die Wehmuth festhalten! in ihr würden sie bald genug die Beglaubigung einer innern Ewigkeit des Gefühls

empfinden und nicht nachlassen, bis sie den ächten Quell derselben entdeckt hätten.

Es ist wunderbar, daß die Menschen so trübsinnig über das Unerreichbare des Bleibenden klagen und gleichwohl bei den ersten darnach suchenden Schritten still stehen und mit so läßiger Selbstbeschränkung, wie sie sich solche bei keinem irdischen Streben erlauben würden, ausrufen: das giebt es nicht!

„Unerreichbar sind die Ideale! Das sprechen Tausende Tausenden nach, und tragen gleichwohl das höchste Ideal in sich. Wie oder woher kommt ihnen das, und was soll es ihnen? Dürfen wir nicht denken, daß eine feindliche Macht es in unsre Brust legte, uns zu lentolischer Qual verdammend, so kommt es von Gott und will das Göttliche, jene allgnügende Vollendung, die nicht dies, nicht das, die nur Eins seyn kann, der vergöttlichte Mensch! Den suchen alle Seufzer, wie alle Klagen unsrer Brust, die ungestillte Sehnsucht, wie die unbefriedigte Liebe, der Mißmuth über die Welt und das eigne Herz, der Haß und der Neid, die Ehrsucht und der

Geiz, alles ringt, eifert, blutet und verwundet, um den Gipfelpunkt des Daseyns zu erreichen.

Der große Kampf der Welt seit Jahrtausenden! und doch sollte er längst geschlichtet seyn, wenn wir glauben könnten. Allein vor keinem Worte bebt der Menschengeist so scheu zurück, als vor dem Worte glauben, und gleichwohl beruhet unsre eigne Existenz einzig darauf.

Einen Tollhäusler werden wir den nennen, der an dem Daseyn der Welt, wie an der Harmonie ihrer fortgehenden Ordnung zweifeln wollte; denn beides liegt vor unsrer sinnlichen Wahrnehmung offen da. Doch wie die Seele, der Geist dieser Naturharmonie schafft und wirkt, das müssen wir auf sich beruhen lassen; ein Wunder nennen wir mit unbewuster Gläubigkeit das Geheimniß der Schöpfung.

Warum, wenn wir einmal ein Geheimniß annehmen, reissen und zerren wir an dem Höchsten? Warum mißtrauen wir der Allmacht Gottes, für die uns in jeder Beziehung der Maaßstab fehlt? Warum bestreiten wir es als ein größeres Wunder, daß sich das ewig Eine in sich

selbst zusammenfassend, als einiges Wesen offenbarte? daß sich die Idee des All in Menschengestalt, in der Gestalt kund gab, in welche Gott von Anfang das Bewußtseyn der Natur ausgesprochen wissen wollte? Was ist es in uns, das sich so hartnäckig gegen den Gottmenschen auflehnt, da wir so viel von der göttlichen Natur reden? — Wir begreifen die Eine so wenig wie den Andern, und lieben ohne Trost und Erwiederung, indeß wir geliebt, getragen, geschützt und gehalten werden, ohne Dank, ohne Mitgefühl. Was stehen wir an, unsre Seele an die göttliche Seele des verbrüderten Gottes hinzugeben, und durch den Mittler in das Reich unwandelbarer Seeligkeit einzugehen!

II.

Wenn die höchste Wahrheit nicht mehr als Erkenntniß wäre, wenn es genügen könnte sie unbestreitbar erfaßt zu haben, wenn der menschliche Lehrer dem sterbenden Schüler das Beste zu geben vermöchte, wenn das Geheimniß sich er=

klären, erörtern, entwickeln ließe, zu was wäre der Mittler denn noch nöthig gewesen? zu was wäre er es noch? Doch wie Seyn und Leben unmittheilbare Güter sind und der entwandte prometheische Himmelsfunke kein Lebenslicht giebt ohne die wahrhafte Geburt des Menschen, so lebt auch niemand in der Wahrheit, der nicht in ihr wiedergeboren ist.

Kein Mensch kennt die Liebe, der nicht liebt, kein Einziger construirt sich die Seeligkeit. Man ist seelig, oder man redet wie der Blinde von der Farbe.

Dies Seyn, das weit mehr ist als Haben, erlernt sich nicht und lehrt sich nicht. Kein Wissen hilft hinein. Liebe giebt allein Leben! Deßhalb mußte sie selbst, die Unerforschliche, Geheimnißreiche, in Menschengestalt sichtbar werden, sich persönlich empfinden und erwiedern lassen, ein Sohn, ein Bruder, ein Mitbürger werden, und die reinsten Naturverhältnisse weihend, aus den beweglichen Beziehungen des Daseyns das neue Lebenselement fester Zuversicht, vertrauenden Glaubens hervorgehn lassen.

III.

Die Natur nennen wir unsre Lehrerin. Es ist die Stille, der Ernst ebenso, wie die Heiterkeit und Unbewußtheit, der große gewaltige Gang ihrer Entwickelung und wiederum das Spielende, unschuldig Kindliche, kurz das Alles in Allem der liebenden Weltseele, was uns unwiderstehlich anzieht, und gewiß redet Gott durch diese rührend erhebende Zeichensprache recht anschaulich lebendig zu uns, doch wenn wir sein Wort in unsrer Sprache, in der Menschensprache hören können, ist es uns nicht verständlicher? nicht unmittelbarer gegebener? Was sind die Zeichen ohne den Schlüssel persönlichen Einverständnisses? Was ist die Natur ohne des Menschen Auge, das sie sieht, ohne das Herz, das sie empfindet, ohne die Zunge, welche die Dinge nennt? Und wer weiß uns allein Auskunft über sie zu geben und ihre Geheimnisse zu deuten als der höchste Mensch? welcher die liebende Weltseele selbst ist und die Erfüllung alles dessen wirklich macht, was die Naturhieroglyphen dunkel verheißen.

Die Natur außer Gott verstehen wollen, heißt in ein Labyrinth verfallen, aus dem man nicht wieder heraus kann.

IV.

Es gehört zu den höchsten und beglückendsten Wohlthaten des Himmels, von dem ersten Regen des Bewußtseyns an, in stiller, liebender Gemeinschaft mit Gott und den Offenbarungen der Schrift auferzogen zu werden. Der Friede, die unerschütterliche Sicherheit, das felsenfeste Vertrauen lassen die unruhig bewegte Menschenseele niemals zagen. Jenes entsetzliche Gefühl des Verlorenseyns bricht zu keiner Zeit über den Gläubigen herein. Er weiß sich in Gottes Hand, die ihn hält, die er erfaßt, wenn er auch einmal eigenwillig zu gehen versuchte.

Wenn indeß ein auf solche Weise mit unserm Innern zusammengewachsenes Schild die Pfeile der Versuchung zurückweist und Gemüth und Herz ohne den Kampf des Zweifels alle jene andre damit verbundene Kämpfe des Zagens und Kla-

gens, des Mißtrauens in der Weltführung, der melancholisch = übersättigten Nüchternheit nicht zu kämpfen hat, und in dem ganz eigenthümlichen Element frischer, elastischer Klarheit frei athmet: so ist doch dem zwischen Nacht und Tag im Traum des Bewußtseyns Ringenden, dem von tausend Zweifeln, wie von dem gewaltigen Triebe nach Wahrheit gleich stark Geängsteten, dem Suchenden und immer nicht Findenkönnenden keinesweges das Reich des Friedens zugeschlossen. Hat er den Zugang erkämpft, so möchte sich auf Beide, den unwillkührlich Gläubigen und den aus Sehnsucht nach echter Erkenntniß zum lebendigen Gefühl des Glaubens Zurückgerufenen, das Gleichniß der Schrift von den Arbeitern im Weinberge anwenden lassen, deren Einige sich ungenöthigt am Morgen von selbst einfanden, Andre, zwar Arbeit suchend, gleichwohl erst besonders gerufen, noch Andre gar um die letzte Stunde im Weinberge eintrafen und jedem am Ende doch der gleiche Lohn ward.

Ueberall finden wir in der Schrift einen ganz besondern Werth auf die Wiedergekehrten gelegt.

Ist das nun gleich ein unbeschreiblich süßer Trost, eine Erhebung und Ermunterung für das gebrechliche und ermattende Menschenherz, so entsteht doch auch die Frage: weshalb das so ist? Hier aber stoßen wir sogleich auf den eigentlichen Grund unsers Daseyns, auf die Absicht, welche Gott von Anfang mit uns hatte, die nämlich, daß wir aus eigner Wahl seine Kinder werden, wie er uns aus eigner Wahl dazu bestimmt hat.

Auf dieser freien Wechselbeziehung der reinsten, aus Liebe entsprungenen, Liebe beruhet alle wahre Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Erlöste nennen wir uns, weil wir nicht in der Knechtschaft des Gesetzes die Sklavenarbeit vorher bestimmten Naturdienstes verrichten, sondern in die unsprüngliche Kindschaft als Freigeborne zurücktreten und Mitgenossen in dem Königssaale werden, dem nur Freie, nicht Knechte nahen.

Darum ist dem Menschen gegeben aufwärts oder abwärts zu gehen, damit seine Hingebung eine willige sey, die Frucht unwiderstehlicher Ueberzeugung, ein neues, heraufgereiftes Leben,

weßhalb auch die Schrift sagt: Die Engel jauchzen über eine wiedergewonnene Seele.

Durch uns selbst begreifen wir die Geschichte des Sündenfalles, was von den Banden ineinandergreifender Ursach und Wirkung befreiet und was darüber hinaushebt, zu meist und am unwidersprechlichsten. Wir begegnen wol noch auf unserm Wege solchen, die vergeblich aus diesem Labyrinth heraus wollen. Sie haben den Eingang vergessen, wie wollen sie den Ausgang finden, da sie doch durch jenen zurück müssen?

V.

Voltaire hatte Recht, daß er die Wahrhaftigkeit der Geschichte angriff, und sie der Welt verdächtig machen wollte. Wer hat ohne Glauben eine Geschichte? Jene ephemeren Grundsätze aus dem abgeflachten Boden isolirter Gegenwart aufgeschossen, ertrugen es nicht, daß man nach einer innern Wurzel zurückgrub und organischen Zusammenhang darin suchte, deßhalb mußte alle Vergangenheit als verschüttet gedacht und die

Wahrheit als Lüge aufgestellt werden. Doch Voltaire selbst wollte geschichtlich fortleben und Mit= und Nachwelt zwingen, an ihn zu glauben. So setzt noch der Zweifler den Glauben voraus. Wo aber giebt es ein Leben, das die Willkühr nnd nicht den Fortgang des Lebendigen schuf? Man hat Todtenhäuser, worin man Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt, allein die Zeit verwittert die morschen Stoffe. Nichts hat und behält ein Daseyn, als was in liebender Gemeinschaft historisch fortlebt.

VI.

Wie wir stehen, müssen wir durch Irrthümer zur Wahrheit gelangen. Die Zeit treibt uns unaufhaltsam weiter. Zurück schraubt kein Machtwort. Es hetzt die Thorheit nur noch krauser in einander, die unbedachten Schritte rückwärts lenken zu wollen. Doch wohl dem, der seinen Zeitgenossen wie ein Damm in den Weg treten, sie Halt machen und sich besinnen ließe.

VII.

Niemand erwehrt sich des Triebes zum Gebet so völlig, daß ihm nicht oft unbewußt ein Hülfe flehender Seufzer, oder ein Ausruf entzückten Dankgefühles entwischte, und doch hemmt in so Vielen eine innere Unsicherheit über die Wirkung des Gebetes das natürlich freie Ausströhmen desselben. Denn obgleich uns gelehrt ist, wie wir beten dürfen und sollen, so hat doch der Zweifel so tief in die einfache Lehre hineingegrübelt, bis die stille Zuversicht untergraben und ein flacher, morscher Grund, ein Gerüll kluger Spitzfindigkeiten, an das Licht getreten ist, auf dem der etwannige Glaube höchst schüchtern und mit bedächtiger Rücksicht des Möglichen und Schicklichen in dem menschlichen Verhältnisse zu Gott, auftritt. Die Fragen, darf ich das erbitten wollen? und, was hilfts zu bitten, wenn mir Maaß und Gewicht des Bösen und Guten längst vorher bestimmt war? — diese und ähnliche Fragen ersticken jede freie vertrauende Erhebung und stimmen das Gemüth in träger Apathie abwärts.

Weiß ich aber einmal was die offenbarte Welt und der in ihr Lebende soll und kann, so weiß ich auch, daß alle geschaffene Dinge, alle Verhältnisse und Beziehungen dieser Dinge znm Menschen, alle von Gott eingesetzte Sakramente, alle gesellig nothwendige Institutionen nur eben so viel Bande sind, mich zu dem Höchsten hinaufzuziehen, und die Vereinigung mit ihm zu erleichtern. Erleichterung darf ich annehmen, denn mir ist gelehrt zu beten: führe mich nicht in Versuchung; das heißt mit andern Worten: Mache mir es nicht allzuschwer zu Dir zu kommen, gieb daß mich Gefühle und Triebe nicht abwärts locken! — Die Gnade ist mir von Hause aus verheißen und ich darf, auf sie rechnend, getrost jede Last an Gottes Herz legen und Erleichterung von dort zurückerwarten. Deßhalb bete ich überhaupt. Ich bitte um Abwehren und Gewähren. Im Allgemeinen ist das Letzte schon im Ersten, ja im Gebet überhaupt begriffen, im Besondern aber bezieht es sich auf ein erwünschtes Einzelne, auf ein Etwas, das gegeben werden soll, von dem ich Freude, Heiter=

keit, oft mein ganzes irdisches Wohlseyn erwarte, ich glaube einzusehen, daß ich gerade dessen bedarf, um mit Leichtigkeit, Freude und Freiheit, mit beseelter Wärme und klarem, hellem Geiste meine Aufgabe hier auf Erden fortwährend lösen zu können, ich bekenne das vor Gott im Bewußtseyn meiner endlichen Abhängigkeit, ich bitte inbrünstig um Erhörung, ich glaube fest daran, ich sage zuversichtlich: Du Herr kannst, wenn Du willst. Und er kann und will immer, und erfüllt jedes im Namen des Erlösers um Erlösung gethane Gesuch, wenn auch nicht durch Gewährung des gerade augenblicklich besonders Erfleheten, so doch durch Erfüllung dessen, was jenes gesollt und gewollt, wozu es mir unentbehrlich dünkte, zu Erleichterung von der Erdenlast, zu Stärkung, Beseelung, Kräftigung im Leben. Bedient sich Gott hierzu eines andern Mittels, als ich träumte, so bleibt die Wirkung doch dieselbe, und ich erfahre und spühre sie bald.

Niemals naht sich ein Herz dem Quell der Gnade, ohne davon durchdrungen zu werden, ohne daß das Licht der Barmherzigkeit in geheimnißvoller Erwärmung seine stille Gluthen zurückströhmte, deßhalb betet der Mensch nie unerhört.

Das ist der Glaube, der, aus Christi Verheißung kommend, Berge versetzt, jene Nebelberge des Bangens und Zweifels, die sich vor das Himmelsthor legen und der Hoffnung den Zugang versperren. Die Hoffnung aber ist wie das höchste Vertrauen von der Liebe unzertrennlich, und erblicke ich gleich weder Zeichen noch Wunder im sinnlichen Erkennen, erscheint gleich das gehoffte Zeichen noch lange nicht, erscheint es gar nicht, ich weiß, er konnte, wenn er gewollt hätte; er will dadurch gerade nicht mich erretten, kann ich anders wollen wie er? Spricht Gott nicht zu einem erwachsenen innerlichem Geschlecht, das in tiefsinniger Gemeinschaft der Liebe zu ihm stehend, ihn empfindet, ohne ihn zu sehen? Wer

Ohren hat, der höret ihn, wer das Auge der Liebe hat, der siehet ihn, und fühlt seine innerliche Nähe und seine stillgedeihliche Hülfe nach jedem flehenden Ruf des bedrängten Herzens.

Caroline Baronin de la Motte Fouqué
geb. von Briest.

Der Weißdorn.

Als die Englein niederwallten,
Weinend bei des Heilands Schmerz,
Als die bittern Klagen schallten,
Als da seufzt' der Liebe Herz,
Als Natur durchbebt' ein Zagen,
Wollt' am klaren Kidrons Bach
Auch der wilde Dornbusch klagen,
Haucht' im Sturm ein leises Ach!

„Weh mir, was hab' ich begangen,
Schuldlos stand ich hier und schlicht,
Jesu Stirn soll ich umfangen,
Trüben ihr holdselig Licht,
Morgen schon zum Kranz gewunden,“

„Gottmensch, um dein theures Haupt,
Reiß ich dir viel heiße Wunden,
Dicht von Stacheln nur umlaubt.“

„Könnt' ich blühend weich dich kränzen,
Dürft' ich nie dir bringen Leid,
Könnt' ich deine Stirn beglänzen
Mit des Thaues Mildigkeit!
Alles blüht in diesen Tagen,
Wo der milde Lenz erwacht,
Ich allein muß schmerzlich klagen,
Nie von mir weicht Winters Nacht.“

Jesus seine Augen wendet
Hin zum Dornbusch mildiglich,
Spricht: „die Nacht ist nun geendet,
Leuchtend hebt der Morgen sich,
Klagst du Dorn so fromm dein Leiden,
Weil du mir bringst herbes Weh,
Soll der Frühling dich bekleiden
Mit dem ersten Blüthenschnee.“

„Blühn sollst in den Leidenstagen,
Klagen in der Leidensnacht,

„Daß die Blüth' aus süßen Klagen,
Klag' aus süßer Blüth' erwacht."
Kaum hat er das Wort begonnen,
Ausgestreckt die Segenshand,
Als in weißen Blüthenwonnen,
Zart und duftend Schleedorn stand.

Wenn des Frühlings erstes Grüßen
Stillt der Winterstürme Zorn,
Dann erwachen all die süßen
Blüthen lieblich um den Dorn,
Und sein Klagen wird vernommen
In der bangen Leidensnacht,
Wenn das stille Herz der Frommen
Eingedenk des Heilands wacht.

Helmina.

Die Feldnelke.
(Süd-deutsche Sage.)

Als Christus in der Leidensnacht
Am Bache Kidron weint' und wacht',
Erseufzend ob der Menschheit Leid
Sich Gott zum Sühnungsopfer weiht,
Und darbeut seines Herzens Blut,
Damit die Welt sey mild und gut.
Da fühlt' in ihrer tiefsten Brust
Die Erde der Versöhnung Lust,
Da drang bis in der Erde Herz
Des Heilands banger Liebesschmerz,
Der also hat die Welt geliebt,
Daß er für sie dem Tod sich giebt.

Indem der Sohn zum Vater fleht,
Ein Rauschen durch die Wipfel geht,
Das säuselt süß in Tönen nach

Die Worte, die der Gottmensch sprach;
Der dunkeln Ceder ward vertraut
Ein ahnungsvoller Liebeslaut,
Den flüstert sie noch stets im Hayn,
Regt gleich der Wind kein Gräselein.
Der Bach begann den zarten Klang,
So mild und traut, so süß und bang,
Will immer rieseln jenes Ach,
Als Jesu Herz in Liebe brach.
Und Nachtigall, sonst fröhlich nur,
Wie andre Vöglein auf der Flur,
Sie klagt zuerst in dieser Nacht,
Seitdem sie immer klagend wacht.

Und wie nun auf den Rasen sank
Der Heiland, und die Hände rang
Im Todeskampfe, rann so hell
Der Herzensthränen Purpurquell,
Den trank der Erde durst'ger Mund,
Da keimten Blumen auf zur Stund;
Schön zusammen purpurn, Perlen drauf so fein,
Das Christi Liebesthränen seyn.
Wo grüner Rasen duftend steht,

Der Blumen Purpurfahne weht,
Weil stets die Erde deß gedenkt,
Daß sie das theure Blut getränkt.

O, Herz! erkenn in der Natur
Nur stets der Gottesliebe Spur,
Beim Wellenklang, beim Waldgesang,
Beim Rauschen durch den Cederngang,
Laß jeder süßen Stimme Laut
Dir einen Ruf seyn ernst und traut,
Der lenke dich zum Himmel hin,
Wenn nach der Erde steht dein Sinn,
Der sage dir der Liebe Leid,
Die dich geliebt von Ewigkeit,
Der halte dich im Leide fest,
Wenn andre Liebe dich verläßt.
Und wenn du scheust der Blumen Glanz
Im Purpurschein, im Perlenkranz,
Denk jener Thränen, Liebewarm,
Was ist dagegen all dein Harm?
Drum liebe treu, und leide gern,
So bist dem Heiland nicht mehr fern.

Helmina.

Paul Gerhard.

„Befiehl dem Herrn deine Wege, er wirds wohl machen," sagte Paul Gerhard zu seiner zagenden Gattin, als sie am späten Abende, von Sturm und Ungewitter vielfach bedrängt, endlich das Ziel ihrer heutigen Reise, das Städtchen Treuenbritzen erreicht hatten. Mit freundlichen Worten trat der Wirth den ermatteten Reisenden entgegen, und führte sie mit vieler Höflichkeit in die Wirthsstube, obschon es ihn sehr überraschte, daß die Fremden sogleich ein eigenes Zimmer verlangten. Aber auch hier war Paul nicht im Stande, seiner Sidonie Muth einzusprechen. Zu schwer lastete das Gewicht des Unglücks auf ihr, und die Tiefgebeugte vermochte es

nicht, den Gedanken an Gottes Allliebe zu fassen: denn ihr ganzes Gemüth erfüllte nicht nur der Kummer über ihre Verweisung aus Berlin, sondern auch der Schmerz über den Verlust eines Kindes, das erst vor einigen Wochen zu den Schaaren der Seeligen eingegangen war; ja es schien, als habe das schwache Weib mit den letzten Erdenfreuden auch den kindlich frommen Glauben an eine allgütige Vorsicht zu Grabe getragen. Vergebens suchte Gerhard, sie zu trösten. Sobald die Wirthin, die Neugier oft zu den Gästen lockte, sich entfernt hatte, sank sie weinend an des Gatten Herz. — „Fasse Muth! Geliebte, sprach dieser, sie fest an sich drückend. Vertrauest denn du so gar wenig der Güte des Vaters, der da droben thronet? Meinest du, er, der Millionen Wesen aus dem Staube ins Seyn rief, der unzählige Welten schuf, und sie allmächtig noch erhält, der sollte uns untergehen lassen, wenn wir wohlgefällig vor ihm wandeln, und uns vertrauensvoll seiner Leitung hingeben? O, gewiß nicht Sidonie, er führet unsere Schritte nach seinem unerforschlichen Willen, er wird alles wohl-

machen, und es herrlich, weit, weit herrlicher, als wir zu begreifen vermögen, hinausführen."

Aber sie hörte nicht auf die Worte des Gatten, ihr schien alles verloren. „Was bleibt uns denn noch? Was kannst du noch hoffen? — Arm, verlassen, vertrieben vom vaterländischen Boden, an den sich so viele Erinnerungen einer, leider zu schnell entflohenen, Vergangenheit knüpfen, irren wir heimathlos umher, nirgend findet das tiefbetrübte Herz Trost und Beruhigung, denn Alles, Alles ist ja dahin: Freude, Glück, Ruhe, Zufriedenheit! Ach hättest du dem Willen des Fürsten nachgegeben, hättest du Grundsätzen entsagt, die uns ins äußerste Elend stürzen mußten, wie ganz anders würde es jetzt seyn! Uns blüheten dann noch die Freuden eines still häuslichen Glücks. Schon am frühen Morgen freueten wir uns auf den Abend, wo wir nach den Beschwerden des Tages in traulichen Gesprächen an der Spree lustwandeln würden. Doch nein, so sollte es nicht seyn. Du standest unerschütterlich fest, wie der Fels im Meere, an dem alle Wogen fruchtlos ihre Kraft zersplittern. Und

was lohnt dir denn deinen Muth, deine Standhaftigkeit? Aber mit liebevollem Ernste verwies ihr Paul ihre unchristliche Gesinnung, erklärte ihr tröstende Worte aus dem Buche des Lebens, und sprach: Wie sollte ich so sträflich handeln, und die Sache des ewigen Gottes dem Willen der Menschen unterwerfen! Warum sollte ich weniger Standhaftigkeit zeigen, als mein großes Vorbild? Oder wäre meine Sache nicht so gerecht, als die, wofür Luther einst stritt und lange duldete, aber dennoch siegte. O gewiß, Sidonie, auch unsere Leiden werden herrlich gekrönt werden.

Längst schon hatte sich die Nacht mit duftigen Schatten auf die Fluren gelagert, auch die Einwohner dieses Städtchens fanden Ruhe und Erquickung in den Armen des Schlafes; aber von den Augen Pauls und seiner Gattin blieb der Schlummer fern. Auch Wirth und Wirthin giengen später, als gewöhnlich zur Ruhe: denn ihre Neugier hatte reiche Nahrung bekommen durch das Betragen der beiden Fremden, und sie grübelten lange, um die Ursache ihrer Traurigkeit

zu ergründen. Denn, sie ahneten nicht Pauls einfache Geschichte, der, von seinem Fürsten verkannt, verbannt, von seinen Mitbürgern wegen Religionsmeinungen gehaßt, verfolgt, verdrängt, in fremden Ländern Schutz und Zuflucht suchen mußte. Sein ernstes Ansehen erlaubte ihnen nicht, durch Fragen dem Vermuthen ein Ende zu machen, und so mußten sie sich begnügen, ihn als einen edeln, wohldenkenden, gottesfürchtigen Mann, durch irgend ein großes Unglück in diese Lage versetzt, kennen gelernt zu haben.

Nachdem endlich die sorgenvolle Nacht überstanden war, und der Morgen freundlich und heiter am Himmel aufzog, begab sich Paul Gerhard in die freie Natur, mit der er so innig vertraut und befreundet war, um da sein Herz zum Vater des Lichtes zu erheben, und ihn um Muth zu bitten, die Bedrängnisse dieses Pilgerlebens standhaft zu ertragen. Betend sank er auf die Knie, und demüthigte sich im Staube vor dem Angesichte des Herrn, welcher mit Wohlgefallen auf den frommen Dulder niedersieht, der auch dann noch im festen Vertrauen beharret,

wo sich ihm alle Aussichten auf irdische Glückseeligkeit verschließen; der auch dann noch festen Glauben hält, wo die Gegenwart ihm keinen Trost, die Zukunft nur Trübsale und Schrecknisse bringen zu wollen scheint. Gnädig erhörte Gott sein Flehen, und sandte Muth und Standhaftigkeit in die Brust des Bekümmerten, der sich gestärkt erhob, und in seine Wohnung zurückkehrte: denn schwarze Wolken zogen am Himmel empor und verdunkelten das freundliche Sonnenlicht. Um sich einsam seinen frommen Gedanken hingeben zu können, eilte er in die Laube, die am Ende des Gartens lag; hohe Rührung durchströmte sein Herz, und ernste Empfindungen wurden in seinem Innern rege gemacht. Aber immer schwärzer wurde es um ihn her; schwer und langsam feierlich rollte der Donner über seinem Haupte; Blitze durchzuckten die Luft, und zu den Menschen sprach aus der ganzen Schöpfung allgewaltig die Stimme des Herrn der Welten. Auch Paul fühlte sich ergriffen von dieser Stimme; sein Herz konnte nicht mehr die Gefühle bergen, die es gewaltig durchströmten; er mußte ihnen

Luft machen, und in diesem Augenblicke der höchsten Begeisterung schuf er das herrliche Lied, welches noch jetzt fromme Gläubige tröstet und erbauet.

Während dessen hatte sich die Wirthin, nicht fähig sich länger zurückzuhalten, eilig zu Sidonien verfügt, und suchte da, unter dem Scheine des Mitgefühls, ihre Neugier zu befriedigen. Leicht gelang der Schlauen ihre Absicht: denn Sidonie war zu schwach, den tiefen Schmerz in ihrer Brust zu verschließen; ihr schien es Trost, ihre Gefühle in Worten aussprechen zu können. Mit gänzlichem Zutrauen entdeckte sie ihre Geschichte, und verweilte lange schmerzlich gerührt bei dem Tode ihres Lieblings, von dem ihr das Scheiden so schwer geworden war.

Noch immer tobte die erzürnte Natur; der Donner rollte zwar ferner, doch immer noch schwer und fürchterlich. Blitze durchkreuzten wild die Luft, und alles suchte Schutz gegen die Stürme und Regengüsse. Viele der Hausgenossen hatten sich in dem Zimmer versammelt; auch Paul, der sein Gedicht geendet hatte, trat in die

Stube. Bei der feierlichen Stille, die überall herrschte, waren die Worte des frommen Predigers, der ermahnend, lehrend und tröstend unter sie trat, Allen eine willkommene Gabe. Auch auf Sidonien machten sie einen tiefen Eindruck: denn mehr, als je bedurfte sie des Trostes. Ernst und langsam begann nun Paul sein herrliches Lied: Befiehl du deine Wege. Getröstet, gestärkt und erbauet dankten Alle dem gottesfürchtigen Manne, besonders Sie fühlte neue Kraft in ihrer Brust erwachen, stürzte dankend an des Gatten Herz, und gelobte ihre Schwermuth aufzugeben. Mit vielen gehaltreichen Worten stärkte Paul diesen Vorsatz noch, und ermunterte Sidonien ihn standhaft auszuführen.

Der Sturm schwieg, die drohenden Wolken verschwanden, statt schrecklicher Blitze leuchtete das freundliche Sonnenlicht heiter hernieder; in herrlicher Pracht wölbte sich der Regenbogen am Himmel, und Alles war wieder froh und ruhig. Auch auf Gerhard und seine Umgebungen wirkte dieser Wechsel, und Alle saßen in traulichem Kreise um den frommen Prediger, der in schö-

nen, lehrreichen Beispielen, Vertrauen auf Gott und Muth im Unglück lehrte. Da erschollen plötzlich fröhliche Posthörner in der Ferne; verwundert sprangen die Wirthsleute auf: denn sie hatten sich ihrer keinesweges gewartet; da die Straße wenig befahren war, und es grade keinen Posttag gab. Bald klingen sie näher; erstaunt eilen sie ans Fenster, und mehrere Reiter steigen von ihren Rossen ab, die schnell etwas zu Trinken fordern. „Wie weit haben wir denn noch bis Berlin?" spricht einer von ihnen. „Das werden noch etwa 9 Meilen seyn," antwortete ihm schnell der Wirth, durch diese Frage auf den Zweck der Reise aufmerksam gemacht. Aber was wollen denn die Herren dort? Woher bringt sie ihr Weg? fährt er fragend fort. Sie haben vielleicht eine wichtige Bothschaft zu melden? Das eben nicht! Wir kommen von Merseburg und sollen zu Paul Gerharden; unser Fürst, der Mitleiden mit dem Manne hat, seinen Muth bewundert, und seine Gelehrsamkeit zu schätzen weiß, hat uns zu ihm gesandt, mit einem Rufe zu ihm

nach Merseburg. Aber, wir müssen fort, Herr Wirth, es möchte uns sonst zu spät werden! —

Wenn sie zu dem wollen, da brauchen sie so weit nicht zu reisen, der sitzt da drinnen in der Stube! — Die Reiter traten sogleich in das Zimmer und meldeten mit wenigen Worten die frohe Bothschaft. Staunend hörten Alle die unerwartete Kunde; keiner vermochte in Worten seine Gefühle auszudrücken; nur Sidonie vergoß Ströme von Freudenthränen. Endlich, nach einer langen Pause sprach sie mit tiefer Rührung: O wie recht, wie sehr recht hattest du in deinem Liede, mein Paul, wo du sangst:

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solltst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Und fragt' er nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mindsten gläubst!

„Ja Sidonie, sprach der ehrwürdige Gerhard, Gott hat alle unsere Wünsche erhöret, und unsere Standhaftigkeit gekrönet. Ewig sey dem Allgütigen Preis und Dank, und nach ihm laß uns den edeln Fürsten lieben, den er zum Werkzeug seiner Gnade ausersah. Darum laß uns festen Glauben halten, und immer bedenken, daß sich auch an uns seine Barmherzigkeit herrlich offenbaret hat. Laß' uns auch fürder dem Herrn unsere Wege befehlen; denn er hat es wohl gemacht!“

Louise von Aachen.

Frühlingsnähe.

Ist es doch als sollt' auf Erden
Wiederum die Frühlingszeit
Uns zur Lust geboren werden!
Wald und Flur, zuvor beschneit,
Haben junges Grün gewonnen,
Und das Lebenslicht der Sonnen
Strahlt in alter Mildigkeit!

Frühling, Paradiesesengel,
Hast du nicht den zarten Stengel
Mancher Blume schon hervor
In das freie Reich der Lüfte
Still gelockt, und süße Düfte
Eingehaucht dem bunten Flor?
Bricht das Leben so die Grüfte?

Welch ein frohes Auferstehen!
Was der Schlag des Todes traf,
Richtet aus dem tiefen Schlaf,
Frisch und lieblich anzusehen,
Sich in Lebensfülle auf!
Was ist Todt? Was ist Verwesen
Bei so frohem Wechselauf?
Heil uns! freudiges Genesen
Von des Alters starrem Wesen!

August Gebauer.

Briefe an Freunde.

Von dem Herausgeber.

1.

An Sch., R., S. und B. in C....

Zum ersten, aber, so Gott will! nicht zum letztenmale, empfangt Ihr, liebe Freunde, heute ein paar Zeilen von mir. Von meinem äußern Leben etwas zu sagen, scheint mir überflüßig, theils weil sich, wenn Ihr sonst etwas darüber zu wissen verlangen solltet, dieses von meinem Bruder, der in Eurer Mitte lebt, erfragen läßt, theils aber auch, weil Ihr es Euch selbst leicht zusammen zu setzen vermöget. In unsere Freuden mischet der Schmerz sich stets, und die Rose wird nimmermehr ohne Dornen gefunden.

Das ist aber eine gar herrliche Einrichtung von dem lieben Vater über uns: denn sonst möchten seine Kinder über dem Vergänglichen nur allzuleicht das Unvergängliche vergessen und zuletzt einen gewaltigen Schiffbruch erleiden im Meere, da es am tiefsten ist. Daher übergehe ich alles, was mit dem Ewigen nicht in schwesterlicher Verbindung steht, und gebe Euch lieber aus meinem innern Leben diejenigen Bilder, deren ich gerade habhaft werde, und suche sie, so gut, als möglich, vor Euch hinzustellen; damit ein Jeder von Euch sehe, ob etwas, Ihm Befreundetes, daran zu finden sey. Solltet Ihr aber nichts entdecken, so würde es mich sehr schmerzen; denn alsdann wäre offenbarlich die Verbindung aufgehoben, welche ehedem zwischen uns statt gefunden hat, und die ich gern hinausgedehnt sähe über die Zeit in das volle seelige Leben. Aber nein! es kann und darf nicht seyn! Ich halte ja noch, wie zuvor, an unsrer gemeinsamen Richtschnur, dem Worte Gottes, und lasse es, des Morgens und des Abends, daheim und wenn ich draussen unter dem freien Himmel gehe,

rein und lauter, wie es ist, zu meinem Herzen sprechen. Und auch die Wissenschaften, die ich betreibe, sind des Göttlichen so ganz leer nicht — ja selbst in dem alten Heidenthume blitzen einem hin und wieder Ideen und Gedanken entgegen, die jedes gläubige Gemüth wol gern für schöne Ahnungen des Kommenden nimmt. Und ist denn unser Heiland nicht gewesen vom Anfang an? Schwebte der göttliche Geist nicht, ehe die Schöpfung vollendet war, auf dem Wasser, und sollte er sich dann dem Menschengeschlechte so ganz entzogen haben, und nicht bisweilen einigen Sterblichen nahe getreten seyn, und ihnen Ahnungen in die Brust gehaucht haben und dunkle Vorgefühle dessen, was wir Beseeligte nun so klar und lebendig fühlen? Ueberdieß ist ja das ganze Alterthum nichts anderes, als eine Zurüstung auf die neue Zeit! Allenthalben liegen die Keime zu dieser dort schon ausgestreut und es bedarf nur des himmlischen Thaues und Regens durch Jesum Christum, daß sie lebendig und eine schöne, grünende Saat voll lustiger Halme werde. Alles ist sinnbildlich und bedeutend. Selbst

in dem todten, nichtswürdigen Götzendienste und den blutigen Opfern ist das Bedürfniß, die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach Aussöhnung mit Gott, nach einem Vermittler zwischen ihm und der Menschheit nicht zu verkennen. Daß die Orakel verstummten, als das Wort Fleisch ward, mußte so seyn: denn in Ihm fand ja die Welt nun ausgesprochen, was sie so sehr zu wissen verlangt, das höchste, ja ein göttliches Geheimniß. Der Blick in die Zukunft stand offen, das sonst räthselhaft darüber liegende Dunkel war verschwunden, und alles hell und licht geworden.

Daß in den alten Zeiten so viele Tausende einem gehaltlosen, ärmlichen Götzendienste ergeben waren, ist freilich nicht abzuläugnen und ein gar trauriges Ding; aber, Ihr lieben Freunde, schlaget doch die Augen auf, und blicket um Euch, und saget mir alsdann, was Ihr gewahret und wie große Freude Ihr gefunden habt? Ist denn der Unterschied zwischen der Zeit der Weissagung und der Zeit der Erfüllung, wie er es allerdings seyn sollte, wirklich so groß?! Das Licht des

Lebens schießet freilich nach allen Himmelsgegenden hin mit seinen Strahlen und möchte überwältigen damit alles, was noch in der Finsterniß des Todes wandelt; indessen strecken sich die Hände Tausender aus nach dem Nebel, den Dünsten und den Wolken, und wollen das Gewebe, das ihnen die Erde gegeben hat, nicht von ihren Augen reißen und das himmlische Licht hineinfallen lassen. Aber hoffentlich werden sie der von allen Seiten hereinbrechenden Kraft des Lichtes nicht lange mehr Widerstand leisten können und bald fahren lassen müssen, worein sie sich jetzt noch hüllen und worin sie so lustig daher schillern. Und dann wird der Tag seyn, wo die Finsterniß spricht zur Finsterniß: Verschlinge mich!

Indessen gilt es eines kräftigen Wirkens! Ein jeglicher thue nach seiner Weise, was er durch Gott vermag, und lasse das eigenwillige Wesen fahren, und vermische sich immer mehr mit dem, welcher der Ursprung ist und die Quelle alles Lebens, und durch welchen und in welchem wir erst zum vollen wahren und seeligen Leben erwachen und den Frieden haben, welcher

der Probierstein wahrhaftiger Seeligkeit immer gewesen ist und in alle Ewigkeit seyn wird. Gern gebe auch ich mein Scherflein zu der Lichtmachung, und mag das mir anvertrauete Pfund nicht vergraben, sondern will es wuchern lassen zu Gottes Ehre, wie und wo ich kann, auf das uneigennützigste. Und dieses ist ja das Gelübde, welches uns zusammenhält, seit dem stillen Tage, wo wir einträchtig beisammen saßen, und uns erbauten, und dann so feierlich auseinander gingen. Wir werden in der Folge noch vielfach zerstreut werden, der eine dahin, der andere dorthin. Aber auch das wird seine Frucht bringen, wie alles, was in dem Leben der Gläubigen sich ereignet. Sorgen wir nur recht eifrig, daß uns das Bindemittel zwischen Gott und uns nicht verlohren gehe: denn darauf kömmt alles an, und wer dieses immer behält, der hat in der That und Wahrheit, was er bedarf, um durch die Welt zu kommen.

Wenn ich des Nachts, wie jetzt, so von meinem Studirtische hinausschaue in den weiten, weiten Sternenhimmel, wo ein Lichtlein hell und

friedsam neben dem andern geht: so dünkt der Schimmer meiner Lampe mir gar schwach und ärmlich, und droben der Glanz so gar anders, und schöner, und heller, und freudiger, und ich sage dann wol zu mir: „Ja, die Erdenweisheit und die Weltlust leuchten wol auch; aber es ist, wenn man beide so recht betrachtet, ein trauriger, flüchtiger Schein, und die Weisheit die von Oben kommt, und die Lust, die dort fortwährt, ist doch so gar anders, so freudenreich, so herrlich, so über alle Beschreibung beseeligend. Darum will ich halten das Unvergängliche mit beiden Händen, an und in meinem Herzen für und für." — Und so sprechet Ihr wol auch, meine Freunde, wenn Ihr die Sterne betrachtet nnd Eure Lampe dagegen? So treffen wir uns in mancher stillen Stunde! Aber lebet wohl und liebet Euch untereinander: denn das Leben ist Liebe, und die Liebe ist Seeligkeit. Lebet wohl.

2.

An H. M.

Es ist ein gar süßes Ding, wenn wir Frieden mit Gott und daher auch mit uns haben. Die Erde gewinnt dann ein ganz anderes Ansehen und ist bei weitem nicht mehr so trübe und dürftig, als sie uns wol vorher erschien. Daß auch du, mein Theurer, diesen Frieden, nach langem Kampfe, jetzt gefunden hast, ist mir sehr lieb zu hören gewesen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er dich immer beseeligen und daß nichts dir ihn rauben möge. Des ohngeachtet sehe ich Dir, wie uns allen, neue Kämpfe bevorstehen: denn so lange wir hienieden wandeln, mag es keine dauerhafte Ruhe geben. Diese ist uns nur jenseits bereitet. Ruhige Augenblicke, Stunden, ja wol Tage und Wochen giebt es indessen für manches Christenherz und muß es geben: damit uns ein Vorgeschmack werde von dem seeligen Zustande, der unser dereinst wartet. Aber bald brechen Stürme herein, und Unruhe treibet uns aufs neue hin und her. Anhaltend kann diese

betrübte Lage jedoch nicht seyn, so lange wir den Hafen im Auge behalten, wo unser Schifflein zuletzt in Frieden einlaufen soll und wird. Und siehst du ihn nicht, sehe ich ihn nicht mit seinen wehenden Bäumen an dem Eiland der Seeligen? Haben wir nicht beide den Magnet, der zu ihm führt, den Glauben, in unserm Herzen? Darum muthig den Wellen und Winden und Stürmen das Schifflein übergeben und getrost auf das Ziel losgesteuert! Wir erreichen es sicher, sey es nun früher, oder später, allen Gefahren entronnen, und feiern fröhlich mit unsern Lieben, die es bereits gewonnen haben, das süße Fest des Wiedersehens, und sehen alle die, welche wir noch auf offenem Meere verließen, nach und nach bei uns ankommen, und mit uns ausruhen von der mühseligen Fahrt. Und so laß uns muthig vorwärts steuern: wir werden glücklich landen!

Abendlieder.

Da ruhst du, friedlich Abendgold,
Auf Berg und Thal so still und hold,
Und lächelst in die wunde Brust
Der Gottesliebe Himmelslust,
Und dämmernd, duftig, zart und fern
Erblüht dem Busen dein ein Stern.

Was sagst du mir, du Abendschein,
So wonniglich, so klar und rein?
Du sprichst: schon ist die Sonne fern,
Doch grüßt von ihrem Licht ein Stern,
Der Stern der Liebe, still erblüht,
Von *einer* Sonne stets durchglüht.

Die eine Sonne, hell und warm,
Ist doch ein Bild nur matt und arm
Der Sonne, die, der Sonnen Quell,
Sie alle macht warm, süß und hell,
Des Lichts, das jede Nacht besiegt,
Der Liebe, der der Tod erliegt.

O, wär doch auch mein Herz ein Stern,
Der nur erfüllt vom Licht des Herrn,
Bei Sonnenpracht, bei Winternacht,
Des süßen Glanzes nur bedacht,
Still wandelnd reinen Segens Pfad,
Und streuend reinen Lichtes Saat!

2.

O, Einsamkeit, du süßer Hort,
Wer dich erst liebt, der ist im Port,
In deiner Ruh das Herz vernimmt,
Was dumpf im Weltgewirr verschwimmt,
Der Farbe Lied, des Lichts Gesang
Des Sternenreigens zarten Klang.

Eh ich noch all dein Glück gekannt,
O, Einsamkeit, du Insul-Land,
Das rings umwogt der Liebe Meer,
Wie war die Welt mir trüb und leer,
Nun ist mir all ihr Treiben fern,
Und heller leuchtet mir mein Stern.

O, Friede, den die Welt nicht giebt,
Dich giebt der Vater, der uns liebt,
Durchdringe, stille ganz mein Herz,
Zur Wehmuth läutre jeden Schmerz,
Wie Perlen in der Muschel Brust,
Sey meine Seel' in deiner Lust!

Helmina.

Am Tage der Himmelfahrt.

Es ist Himmelfahrt. Schon seit frühem Morgen zittern die Klänge der Glocken durch die Straßen, und aus einer entfernten Kirche schwimmen die Töne heimlich und feierlich zu mir herüber. Es ist so still in der noch gestern so lauten Stadt, und nur stattliche Kirchgänger wandeln ihre friedliche Bahn. Der Himmel ist rein und tief. Hell angezündet steht die Sonne, und nur dann und wann fährt eine leuchtende Wolke jubelnd in die Bläue hinein. Göttlich! sie will den Heiland empfangen, den Herrlichen, in ihren lichten Schooß, und ihn fahren jubelnd über alle Erde in die tiefe Sehnsucht des Himmels. Ach! er schaut noch freundlich, wie er getragen wird,

auf die Erde, die sein Blut trägt, hernieder, und wo er hinschaut, müssen Blumen und Blüthen sprießen zu ihm hinauf. Da dehnt der Mensch seine Arme liebevoll zu ihm hinaus und der Göttliche ist froh! Seine Freudenthränen schimmern, tropfend in tausend himmlischen Farben, dem weinenden Auge des Menscheu entgegen, und wie segnend er spricht, will ein luftiges Athmen verkünden. Ja, es ist ihm lieb, daß der Mensch allein steht. „Was weinst du? wo deine Freunde sind, die Genossen, die Liebenden, Fühlenden — würdest du da so ferne seyn? fühlst du denn nicht, daß ich dich an meine Brust schließe, weil du zu mir hergekommen mit der unendlichen, unaussprechlichen Liebe, die deine Brust unter den Sternen, in den weiten, unabsehlichen Räumen gesammelt? Ach! sieh doch nur, ich habe dich heraufgezogen über alle die fremden, seltsamen Gestalten, die dich alle nicht lieben können, weil sie dich ja alle nicht kennen! Aber mich, mich lieben sie alle, die lieben können, und mit deiner Liebe zu mir schwinge dich einst zu ihnen hinab, damit sie dich kennen, und du wirst sehn, wie sie

lieben können!" — Wie süß und unergründlich ist der Gedanke, wie schwingt er sich empor in sich selbst, wie reich und wunderbar entfaltet sich das Gemüth im Gemüthe! Die Seele in der Brust erhebt die goldnen Flügel und eine selige Ruhe schwingt sich sanft und zauberisch in sie hinein. Aber es regen sich Bilder in der Träumenden. Sie sieht sich selbst eine Sonnenblume. Sie schwebt und weht hoch, still und lustig in den lautern Lüften der Gärten, und das kleine Gewächs der Ausartungen der großen Natur darf sich nicht ranken an die Freudige, Sinnige, Selige. Und wenn sie sich senkt, wenn sie leis' herniederweht, dann ist es die heilige, wehmüthige, süße Sehnsucht nach der Liebes-, der Unschuld-, der Erinnerungs-Blume, denen sie ihr ungeduldiges, gewaltiges, schicksalgeleitetes Streben entriß. Ach! sie kann sie doch nimmer vergessen, und der Thau entträufelt ihrem Kelche ihnen zu! Allein Hoffnungathmen bewegt ihre grünen Blätter, es ahnet ihr, sie werde bald wieder ausruhen, ein neuer Frühling und ein neuer Sommer werde kommen, und sie bei den lieblichen Genossen

seyn, so treulich und friedlich, so mild und schön gesellt in Sonne und Regen, in Schaaren summender Bienen und unter den hohen Bäumen und Blüthen duftenden Gebüschen, bei den wunderbaren Klagen der Nachtigall. Winken dann andere Wanderer entgegen, die Genossinnen stehen freundlich zur Seite, und sie wird ihnen nicht wieder entwachsen, als um ihre reine, gediegene Blüthe dem Himmel, dem Himmel ihren Blumengeist auf fahrenden Wolken darzusenden. Gewiß, mein Heiland, dann willst du sie nehmen in deine erbarmenden Arme, und, an deinem Busen ruhend, führen in deine goldnen Häuser des Heils, sie, die das theure Blut getrunken, davon die Erde trank, und die nur gesunden kann, wo sie die Tropfen deines Bluts dir, mit all dem Ihrigen vergehend, wieder zuströmt.

München, 30. May 1808.

E. v. d. M.

Lied von Orientalis.

O Morgenland! O Palmenland!
Wie hab' ich doch nach deinen Auen
Mein Auge oft schon hingewandt,
Die Wunderherrlichkeit zu schauen,
Worin dort alles steht und prangt!

Ich hör' im Geist der Palmen Rauschen,
Ich seh die Cedern vor mir stehn,
Und möchte träumend drunter lauschen,
Und seelig auf und niedergehn!

Was würd' ich da nicht alles schauen!
Die ganze alte, schöne Zeit
Erhübe jung sich aus dem grauen
Schutthaufen der Vergangenheit.

O Morgenland! O Sonnenland!
Ist nicht in dir das Licht erglommen,
Das, von des Himmels Höhn gesandt,
Nun über alle Welt gekommen,
Und jedem sichtbar worden ist?

O sey mir tausendmal gegrüßt,
Und zieh' mich hin auf deine Auen,
Die Wunderherrlichkeit zu schauen,
Wonach ich schon als Kind verlangt!

Umsonst! Umsonst! Kein Flügel trägt
Mich über Land und Meer!
Die Sehnsucht, die sich in mir regt,
Schweift fruchtlos hin und her.

Fruchtlos? Fürwahr! es kömmt die Zeit,
Da ruf' ich aus voll Wonne:
„O Morgenland! bist nicht mehr weit!
Schon spür' ich deine Sonne
In ihrer Lieblichkeit!“

Da werden die Gefühle Psalmen,
Die lange Sehnsucht ist gestillt!
Hoch rauschen über mir die Palmen,
Und aus den Blumenkelchen quillt
Lust und Leben,
Von Gott gegeben,
Und Christus reichet mir die Hand
Im Morgenland, im Palmenland!

Ueber das Wort.

Das Leben des Menschen besteht aus Gedanken, Wort, That. Stamm und Wurzel ist der *Gedanke*, wenn ihn das Herz erzeugt; Blüthe und Laub das *Wort*; die Frucht ist die *That*. Das Wort ohne Werke ist für den, der es ausspricht, taube Blüthe. Wir sehen aber manches glänzende Leben mit solchen tauben Blüthen prangen, wobei jedoch zuzugestehn ist, daß Viele, die hohles Erz und klingende Schellen sind, auf Andre durch das Wort wohlthätig wirken, und darum mag es seyn, daß es der Himmel zuläßt, daß es der Worte so Viele giebt. — Kein irdisch Wort reicht au Gottes Wort, aber Gottes Wort kann von irdischer Lippe erschallen, auch aus un-

reinem Herzen: denn der Himmel läßt oft die Werke der Nacht zur Verherrlichung des Lichtes gedeihen. Man darf sich deshalb nicht zu sehr betrüben, wenn in so manchen unsrer Brüder das Wort sich zum Leben verhält, wie die Lichtseite zur Schattenseite. Es geht auch sicher keine Seele verloren, die irgend einen Drang empfunden, Licht aus ihrem Innern wiederzustralen, sie muß es von Oben empfangen haben, und der Herr leiht kein Licht, er giebt es. Gottes Wege sind verborgen, nur sein Wille ist klar. Ein ausgestreutes Wort ist ein Saatkorn, auf den Fittichen der Zeit fortgetragen, wohl noch keines ist ganz verloren gegangen. Das Wort ist das Zarteste und Kräftigste zugleich. Es ist ein Hauch, der Geist oder Arzenei, Leben oder Tod, Schmerz oder Wonne ist: darum gab der Allmächtige dem Menschen die Offenbarung seiner Herrlichkeit nicht nur in Werken, auch in Worten kund. Viel Menschenherzen sind für beide taub. Was die Musik zum Gedicht, das sind Gottes Werke zu Gottes Wort, Eines ist nur durch das Andre zu verstehn, man könnte auch sagen, die Schö-

pfung ist der Körper, das Wort die Seele, der Geist. Im Anfang war das Wort, und das Wort war Gott und Gott war das Wort, spricht Johannes. Lasset uns denn das Wort lieben, so wie es vom Guten ist, und dem, der es ausspricht, wünschen, ihm selbst möge sein Licht leuchten. Es ist immer eine Liebe, aus der das Wort ausgeht: denn selbst die Eitelkeit ist eine Liebe, man würde den Menschen nicht Etwas sagen wollen, würde nicht in ihren Augen gelten wollen, wenn man sie nicht werth hielte. Lasset uns also den Schmerz, den reine Seelen über Worte empfinden, zu denen die Werke nicht passen, zur Liebe läutern, und für den Verirrten beten: denn das Gebet hat Kraft vor Gott, uicht zur Erlangung unsrer thörichten Wünsche, wohl aber in allen Dingen, bei welchen Liebe zum Grunde liegt. Es ist nicht fein auf die Worte Anderer stolz und wegwerfend niederzusehn: denn Jeder kann den Andern belehren, nur sich selbst belehren ist schwer. Darum helfen uns oft die Wahrheiten wenig, die uns in eigner Brust aufgehn, und die wir oft aussprechen, ohne ihnen nachzuleben,

wenn wir der innern, nie schlummernden Stimme, die Recht von Unrecht scheiden hilft, nicht die strengste Folge leisten.

Das Wort ist heilig seines Ursprungs wegen, hielte es der Mensch nur heilig! Es befleckt die Seele, wenn es Lüge ist, unauslöschlich. Die Lüge ist der Körper der Sünde, denn kein Sünder darf sagen, daß er sündigt und warum? Deshalb kleidet sich die schwarze Sünde in die Lichtgestalt der Lüge, und so erst wagt sie es, sich der Welt zu zeigen. Alle Sünde ist überhaupt Lüge, sie lügt Genuß, Freude, Glück, giebt und ist Elend, Lechzen, Tod. Des Heuchlers Wort, womit er der Tugend huldigt, bleibt Wahrheit, wenn auch die That es zur Lüge macht; somit ist auch des Heuchlers Wort zu ehren, indem seine Werke zu verwerfen sind. Wenigstens sind die Stunden aus dem Leben eines Schwachen, oder eines Heuchlers (der nicht die Kraft, oder nicht den Willen hat, seinen Lehren nachzuleben) nützlich angewendet, und ein der Hölle abgejagter Raub, in denen er das Gute lehrte, er hat indeß nichts Böses gethan.

In der großen Welt ist das Wort eine glatte, leichte, blanke Scheidemünze, die für Staub gehütet wird, und immer nur im Austausch kursirt. Jeder weiß, was sie gilt, aber keiner begehrt es zu wissen, und gern wird Nichts um Nichts eingetauscht, da das Nichts doch eine Gestalt, eine Art Körper durch das Wort erhält. Dennoch sind selbst die Weltleute dieser Nichtigkeiten innerlich müde, so daß eine halb bewußte und ganz unwillkührliche Ehrfurcht über sie kommt, wenn Menschen von Gehalt unter ihnen das Wort besser in Ehren halten, und die kursiven Redensarten verschmähen. Das Wort sollte des Innern demantner Spiegel seyn! Mit einem festen Willen kann man dahin gelangen, wenn auch nicht alles auszusprechen, was man denkt, jedoch nicht auszusprechen, was man anders meint. Auch Schweigen ist oft eine Lüge, die das Gewissen befleckt! Zu nichts, was wir von Seiten der Gottesfurcht, der Rechtlichkeit, der Tugend mißbilligen, sollten wir schweigen, wenn gleich in andern Dingen oft das Schweigen bei Meinungen und Ansichten, die nicht die Unsrigen sind,

nur Bescheidenheit ist. Das Wort ist erfunden worden, um die Gedanken zu verhelen, sagt ein französischer Schriftsteller; in der großen Welt ist das wirklich der Fall, es ist aber hart für die Welt, daß dem so ist. Wer das innere Bewußtseyn in sich trägt, daß er sein Wort durch Falschheit entwürdigt, der muß die Achtung für sich selbst verlieren. Gewiß heißt es mit vollem Recht in der h. Schrift: ihr sollt von jedem unnützen Wort Rechenschaft geben. Unnütz ist jedes Wort, daß wir nicht vor uns selbst rechtfertigen können, und ein weitumfassender Sinn liegt in dem Worte unnütz an dieser Stelle, wo es umfaßt, was schädlich, unheilbringend, unangenehm, ungerecht ist. So wäre es denn schön und löblich, sich nicht so rasch dem innern Drang zu überlassen, sondern im Herzen über das sich zu berathen, was von der Zunge gleiten will, ob es erfreut, belehrt, nicht kränkt, nicht irreführt, ob das Wort vom Licht ist! Nicht was in des Menschen Mund geht, sondern was aus ihm geht, verunreinigt ihn, sagt der Heiland, man hat das aber oft vergessen. Warum ist

Wort halten so wichtig für äußern guten Namen und innerlich gutes Gewissen? Weil das Wort nicht körperlos, sondern als ein Theil unsers Selbst von uns ausgeht, und niemals stirbt.

Als Ausstralung des innern Seelenlichts, als Spiegel des Herzens, als Ausdruck des Willens, als Blüthe des Geistes, als Organ der himmlischen Offenbarung sey das Wort dem Menschen heilig in Ernst und Scherz, in Liebe und Leid. Es soll das treueste Bild des innern Lebens seyn, soll in das Herz der Menschen dringen, und dort wirksam seyn; nichts Höheres ist dem Menschen als Natur-Gabe verliehen, doch wie Feuer in unvorsichtiger Hand, kann das Schönste zum Schaden gedeihen. So bleib es uns denn heilig, als ein Kleinod, zu Schmuck, Nutzen, Freude, in Glauben, Hoffnung, Liebe!

Dresden 1818.

Helmina v. Chezy.

Lied.

Was sehnst, was sehnst du dich, mein Herz,
Wonach steht dein Verlangen?
Was hält in bittersüßem Schmerz,
Was hält dich so befangen?
O sag' es mir, o sag' es mir,
Ich rathe, ja ich helfe dir,
Komm, sag mir dein Verlangen!

Und weißt du selber nicht, was dich
So wundersam beenget?
Bald schmerzlich, und bald freudiglich
Hiehin und dorthin dränget?
O Herz, mein Herz, gedulde dich,
Gedulde dich, mein Herz, wie ich,
Wer weiß, was dich beenget.

Bald kommt vielleicht der lichte Tag,
Wo du und ich es wissen!
Was sonst im Nebel vor uns lag,
Hat sich ihm dann entrissen,
Und stehet frei im vollen Licht,
Und du und ich, ein jedes spricht:
Dem Ahnen folgt das Wissen!

August Gebauer.

Im Frühjahr.

Morgens.

Wenn ich meine Augen aufschlage in der Morgenstunde, und hinausblicke in die dämmernde Welt, und am Himmel leuchten sehe den Morgenstern in seiner Pracht, und wahrnehme, wie auf Erden alles allmählich wach wird von dem Schlummer der Nacht, und sich regt und zum Lobe Gottes anschickt nach seiner Weise: so erhebet meine Seele mit alle ihren Gefühlen und Empfindungen sich auch auf den Flügeln der Morgenröthe zu dem, dessen Gnade unendlich ist und dessen Liebe uns immerdar kund wird in neuen Erweisungen — und ich falle nieder an den Stufen seines Thrones, und bete an in hoher An-

dacht. Dieweil ist die Morgenröthe mit ihren blitzenden Farben verglommen, und die Sonne aufgestiegen am blauen Himmel, schön und majestätisch, wie es der Herrlichen geziemt, und lächelt mild und gnädig herab auf die Welt, und küsset den Blumen die Thränen, welche ihnen vor Freude über ihre Ankunft in die Augen getreten sind, mit ihren Strahlen leise hinweg, und lauschet den Gesängen der Vögel, die in den Lüften schweben, und im Walde fröhlich von einem Zweige zum andern sich schwingen, und erfreut, erquickt und segnet alles, was das Licht des Tages liebt.

Wie mild fallen ihre Stralen herab auf mich, und wie erfüllen sie das Herz mit Freude! Aber noch milder und gesegneter seyd ihr, heilige Stralen, mir, die ihr, ausgehend von dem Angesicht Gottes, euch in meinem Innersten brecht! Wie weit befruchtender seyd ihr, und welch ein weit schöneres, reicheres Leben entwickelt sich an eurem Glanze! Ihr seyd das rechte Licht des Lebens, ohne welches eitel Tod wäre, und der Mensch niemals zu fühlen vermöchte, welche Seeligkeit

ihm schon hienieden bereitet ist, und welche seiner wartet, wenn die Schlacken der Zeitlichkeit völlig von ihm abgefallen sind, und ihr ihn mit all eurer Kraft umfanget und erleuchtet. Dann ist die Finsterniß verdrängt und kein Schatten mag mehr an uns haften mit schmerzlicher Kälte!

Indessen wollen wir uns eurer freuen von ganzem Herzen, so oft ihr erscheinet, und Freudenthränen weinen, wie die Blumen beim Erscheinen der irdischen Sonne — und solltet ihr von uns weichen, o Gott! so müssen sich unsre Augen ja auch mit Schmerzensthränen füllen, gleich den Blumen, wenn der Tag sich neigt mit seiner Sonne, und sie müssen naß stehen in der schweren Nacht und dürfen nicht eher trocken werden, als bis ihr aufs neue leuchtet, und die Schmerzensthränen in Thränen der Freude, und den bittern Gram in süßes Lächeln verwandelt.

G.

Die Frühlingskränze von 1816.

Als der Frühling lachen sollte
Auf den Auen, in den Hainen,
Kam er kalt und dumpf, und wollte
Unter Wolken immer weinen.

Er gedacht' an alles Schöne,
Was auf Erden ihm gefallen,
Und die Nachtigallentöne
Hieß ein stummer Schmerz verhallen.

„Fiel, was mir gefiel zu grüßen,
„Warum," schien er still zu jammern,
„Fiels zu meinen Purpurfüßen
„In die schwarzen Erdenkammern?"

Und er öffnete die Schlüfte,
Hieß hervor die Stürme gehen,
Und auf die geliebten Grüfte
Alle Mayenwonne wehen.

„Kann ich," rief er, „aller Blumen
Schönste nicht auf Erden segnen,
Soll zu ihren Heiligthumen
Alle Erdenblüthe regnen."

Und noch höh're Schmerzen flogen
Um die trüben Sonnenaugen,
Aus des Heilands Wunden sogen
Sie des Blutes Thränenlaugen.

Alles Trennen, alles Scheiden
Dünkt den schwermuthsvollen Treuen
Einer Nähe neues Leiden,
Die nur nicht um zu erneuen.

Doch mit liebevollen Blicken
Sah der Herr dazu hernieder:
„Frühling! deine Kränze schicken
Wir dem rauhen Winter wieder."

„Will ich unten in der Wiegen
Mit den Kinderaugen wachen,
Wirst du süß dich an mich schmiegen,
Und mir traut entgegenlachen.

„Und ich sähe mit Entzücken
Jeden meine Winterlauben
Mit den Himmelskränzen schmücken,
Die kein Erdengrab kann rauben.“

Ernst Frhr. v. d. Malsburg.

Im Herbste.
Nachmittags.

Wenn du, mein Lieber, an einem recht stillen, sonnigen Herbsttage einmal im freien Felde gewesen bist, und den fliegenden Sommer, und die scheidenden Lerchen dahinziehen gesehen hast, und es in deinem Herzen ebenfalls recht still und sonnig war, und manches deiner Gefühle sich zu dem Zuge in eine weite, weite Ferne rüstete, oder bereits darin begriffen war: so wird dir vielleicht die Stimmung klar, in welcher ich mich eben jetzt befinde. Auf einer großen Wiese, wo hin und wieder noch einige Zeitlosen blühen und einzelne Halme noch frisch empor grünen, bescheinet die Sonne mich mit ihren letzten milden

Strahlen, und ich freue mich ihrer von ganzem Herzen, weil sie der trübe, kalte Winter mir eine so lange Zeit entziehen wird, und lasse die Gedanken gern in eine andre Welt schweifen, wo der Frühling die Fluren ewig schmückt mit lieblichen Blüthen, und die Sänger, ohne Abschied zu nehmen, sich immerdar in süßen Gesängen ergießen. Wie lange wird es währen, ehe die Zeit der großen Wanderschaft mir herbeikömmt? Ach! die Flügel sind noch so kurz und so ungeübt zu dem weiten Fluge! Aber sie regen sich oft, als wollten sie versuchen, wie viel sie vermögen und ob sie wol die liebe Heimath erreichen würden, wenn es auf einmal hieße: die Zeit der Wanderschaft ist da! es gilt kein weiteres Säumen! der Flug muß begonnen werden! — Wachset, o wachset, ihr Flügel: denn der Weg ist weit, und er gehet durch ein dunkles Land, aber er führet zum Lichte! Wachset: denn der Herbst kann zeitig eintreten, und das Laub bald von den Bäumen fallen, und eures Bleibens vielleicht nicht lange

mehr seyn! Wachset, auf daß ihr den Flug leicht und ohne Schwierigkeit unternehmen könnet, und schon beim Abschiede die Seeligkeit das Herz schwelle, die, wenn das blühende Eiland erreicht ist, seines auf ewig wartet!

G.

Liebesdemuth.

1.

Zur Zeit wie die fromme deutsche Kunst den Rhein entlang blühte, daß der süße Goldschein und Farbenduft in mancher Stadt diesseits und jenseits leuchtete und stille liebevolle Glorie wob: hielt sich in solch' einer kunstblühenden deutschen Stadt ein angesehener Meister auf, gar kundig der köstlichen Malerkunst, zu deren Verherrlichung er mit gedeihlicher Andacht mitwirkte. Die ganze Stadt gewann ihn um der herrlichen Bilder, die er in ihre Kirche malte, und um seines ganzen Betragens willen sehr lieb, und so geschah es denn, daß er sich in ihrer Mitte heimatlich zu fühlen anfing und nicht wieder ans Fortziehn

gedachte, da man ihn mit den Ketten, die der freie Künstler mit Lust und Freuden trägt, nämlich mit einer noch nicht zu übersehenden Reihe von Arbeiten angefeßelt hatte. Und wie so unter den angesehensten Bürgern der Stadt dem Meister Florentin ein Ehrenplatz eingeräumt worden war, und ein liebes Leben ihm aufgegangen: gleichergestalt hatte sein liebliches Töchterlein Floriane, gar freundliche Aufnahme im edelholden Jungfrauengarten des Orts gefunden, und blühte in seiner Mitte, wie nicht hin versetzt, sondern dort erzogen. Wie nun an Liebreiz und Schönheit keine der andern Jungfrauen Florianen gleich kam, ihr aber alle so gut waren, daß sich kein Neid über die freundliche Liebe in ihren Herzen erhob: so hieß es gar bald, unter unseren schönen Mägdlein ist Floriane das allerschönste, und somit ward sie zum Preise der lieben Stadt unter die einheimischen Blumen ihres Gartens gerechnet. Zu dem ehrenwerthen Künstler aber pflegte dann und wann einer zu sagen, Meister Florentin, eur allersüßestes Engelsbildchen bleibt doch eur Töchterlein Floriane; und

darauf antwortete dann der Meister wohl: ja freilich, liebe Herrn, ist mir das so recht von Gott gegeben, und das bleiben nun einmal die erfreulichsten Bilder, in denen so recht die liebe freundliche Gottesgabe hervortritt! Mancher, der diese Antwort hörte, schloß sie in sein Herz; aus keines Blicken aber stralte so sehr der Sinn, in welchem Meister Florentin sie gesprochen, wieder, als in denen Ingelrams, eines jungen Bildschnitzers der Stadt, der um mehrere der Bilder Meister Florentins bereits kunstreiche Rahmen und Thürflügel gefertigt hatte, deren Art, der Erfindung wie der Ausführung nach, den Meister sehr erfreut und auf den bescheidenen Jüngling aufmerksam gemacht hatte. Jedoch waren bisher weniger Worte über seine Kunst aus ihm zu bringen gewesen, als Florentin wohl gewünscht hätte, der sich alle Mühe gab, die Schüchternheit Ingelrams zu überwinden; denn er schrieb ihr dessen Unbehülflichkeit im Ausdruck zu. Wie ihn aber Meister Florentin jetzt dastehn und vor sich hinblicken sah, als er jene Worte gesagt, erkannte er, daß Ingelramen ein seliger Liebesblick

in die Tiefe verliehen sey, und daß er nicht bloß bescheiden, sondern wahrhaftig demüthig sey, und wunderte sich bei sich selbst, wie er sich nur einen Augenblick von dessen rührender Verschämtheit habe abhalten lassen können, dem, der seine treuliche Kunst so innig übe, keinen andern als diesen Blick zuzutrauen. Seitdem war Ingelram Meister Florentinen um noch vieles lieber worden, und der gute Jüngling fühlte es wohl auch, daß derselbe seine Verehrung freundlich aufnahm und ihm die rechte Liebe zur heiligen Kunst zutraute; denn heilig ist die Kunst, ein seliges wundertiefes Geheimniß, der Kindlichkeit anvertraut, und der nur versteht sie, dem sie etwas heiliges ist, und der ihr sein Leben und Streben so recht gottgefällig heiligen möchte, zum demüthigen Abbild der ewigen Gottesandacht seines Glaubens. Was nun aber jenen Blick Ingelrams betraf, dessen Verständniß Meister Florentinen so erfreut hatte: so würde der freundliche, stille, demüthige Ingelram nicht wenig erschrocken und auf lange wieder verschüchtert worden seyn, hätte er gewußt, daß dieser Blick, in seiner kindlichen Reinheit, dem

Meister ein durchsichtig Kristallfensterlein zu seinem Herzen gewesen, und daß derselbe darin Florianens Engelsbildchen gesehen hatte. War doch Ingelram viel zu demüthig, um mit seinem Willen sein Herz zum Schrein dieses lieben Bildchens zu machen; er wußte aber wol noch nicht, daß das Bild, das man sich in ehrbarer Ferne, jedoch immerdar, treu und verschwiegen dienend vor Augen stellt, auch schon ins Herz hineingemalt ist von seinem Wiederstral. Es war ja seine erste, jungfräulich stille Liebe, [die keiner Hoffnung sich versah, wie ein Auge, das nach einem Sterne blickt, und darum fiel es ihm auch nicht bei, zu klagen, daß von Hoffnung wohl keine Rede seyn könne. Meister Florentin aber bete in seinem Herzen um das, was Ingelram nicht zu hoffen wagte.

2.

Wenn Ingelram manchmal vor einem Bilde Meister Florentins gestanden und ihm irgend ein Bild daraus so recht ins Herz hineingeleuchtet hatte, dachte er still darüber nach, wie so man-

che schöne Gabe dem Meister als Zeichen der Verehrung, ganz von freien Stücken geboten würde, und wie dieser und jener darauf bedacht wäre, demselben mit etwas, sey es groß oder klein, eine Freude zu bereiten, und wie ihm dies doch so ganz versagt sey. Denn hätte ich's auch dazu, dachte Ingelram bei sich: so kommt es mir doch nicht zu, den Meister zu beschenken; das dürfen sich wol nur solche erlauben, die ihm gleich stehn, oder gleichzustehn rühmen. — An etwas Aehnliches, jedoch auf andere Weise, hatte auch Gerhard, ein junger Raths- und Handelsherr der Stadt gedacht. Mit beträchtlichen Reichthümern gesegnet, wäre es ihm ein Geringes gewesen, Meister Florentinen etwa einen dicken silbernen Becher machen zu lassen, oder ihm vielleicht ein Gerücht Schaumünzen auf einem kostbaren vergüldeten Teller zu überreichen; allein in allem ging Gerhards Sinn immer darauf, etwas zu thun, worauf die andern nicht gefallen waren und was ihnen auch wahrscheinlicher Weise nicht beifallen konnte. Diesmal aber lag ihm aus mehr als einem Grunde besonders daran, seine Gedanken

für sich zu haben und zu behalten. Lieber Meister Florentin, sprach Gerhard an einem goldenen Sonntagsmorgen, gegen den Winter hin, wie sie mit einander aus der Messe kamen und vor ihnen, aus dem Münster ziehend, die feiertäglich geschmückten Mägdlein und Frauen, wie zierliche Blumensträuße, über den Platz hin sich verstreuten, hie und da einander freundlich zunickend und ehrbar einen oder den andern Junggesellen grüßend, der in seinem Sonntagsstaat, im Mittagsschein, über das weiße Pflaster hinleuchtete, als spiegele er sich darauf: ihr könntet mir ein wunderlieblich Bildchen gönnen, wahrlich recht ein Engelbildchen, und ich würde euch nicht darum bitten, wenn es euch nicht ein gar Leichtes wäre, mir's zu gewähren; denn seht, ihr behaltet's zugleich, und daß ich's vollends heraussage, ich will auch euch dazu! Meister Florentin versezte lachend: aber sagt mir, Herr Gerhard, wie es mit alle dem zugehn soll, das ihr da vorbringt? was sind das für Räthsel? Gar keine, lieber Meister, entgegnete Gerhard, das werdet ihr sogleich hören. Seht, ihr seyd in nichts mehr als

ein Fremdling anzusehn in unserer Stadt und schätzt sichs ein jeder zur Ehre, daß dem also ist; nur in unserer Kirche seyd ihr noch nicht so recht eingebürgert, lieber Herr, und seyd doch so einheimisch dort, nach eurem andächtigen Gemüth; da habe ich denn die Bitte zu euch, ihr möchtet's euch sammt eurem Töchterlein in meinem Kirchenstand gefallen lassen, seht es stehn mir zween Stühle leer, worin meine Mutter und Baase gekniet, darin betet sichs so heimlich und still, saget nun selbst, ob nicht eur holdseligstes Bildlein darauf gemalt seyn wird, wenn Floriane, euch zur Seiten, an die Betbank sich lehnt? Meister Florentin lächelte und sprach: solcher Platz geziemt uns nicht, lieber Herr Gerhard, den müßt ihr derjenigen aufbewahren, die für immer euch zur Seite vor Gott ruhen soll. Laßt das gut seyn, entgegnete Gerhard vergnügt; ihr werdet mir doch die Bitte nicht abschlagen, auf deren Erfüllung ich mich so gefreut; auch ist euch noch Bedenkzeit gelassen, Meister Florentin, denn ich will die zwei Kirchbänke zuvor ausbessern und auffrischen lassen, damit das liebe Bildchen auf gut polier-

ten, reinen Grund zu ruhen komme! Meister Florentin wollte einwenden, wie ihm ja die Freunde, die er hier im Rath und überhaupt in der Stadt habe, überall gern einen Platz in ihren Betbänken vergönnten, und wie Floriane ihren Sitz bei Jungfrau Domicilla gefunden, den sie nicht gern würde vertauschen mögen; da sie einander so herzlich lieb gewonnen, und gern in Gottes Betgarten eine bei der andern blühten, wie zwei Lilien in stiller Nonnenzelle auf einer Betbank. Aber Gerhard wußte mit seinem Gruß mehrere Bekannte heranzuwinken, die Meister Florentinen anredeten, während er selbst sich unvermerkt dem Gespräch entzog, und das wohlbefiederte Haupt wie ein Vogel rechts und links gegen die artigen Frauengestalten sich neigte, bis es im Gespräch mit Floriane und Domicilla sich noch schmeichelnder hin und her wiegte und noch wohlgefälliger sich sonnte, recht wie ein schöner Pfau.

3.

Ingelram war in der ersten Frühmesse gewesen, die bei Licht gehalten worden war, darum

sah er jetzt die geputzten Männer und Frauen herauskommen, durch das eine große Bogenfenster seiner Wohnung auf dem Münsterplatz. Er hatte bis jetzt andächtig in einer Beschreibung des heiligen Landes gelesen, die vor ihm aufgeschlagen lag; denn Ingelram arbeitete nicht am Sonntagmorgen wie in der Wochenzeit, ging ihm gleich die Woche in seiner lieblichen bilderreichen Arbeit hin, wie ein freundlicher Sonntag. Daß aber Ingelram, dessen Augen wie Bienen über den pergamentenen Blättern seines Buchs geschwebt hatten, jetzt aufgesehn und die Blicke durch das Bogenfenster schwärmen ließ: das verargten ihm gewiß die Englein im Himmel nicht, weil eben Floriane, Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand, erschien, als käme eine jener süßen sittigen Gestalten, im bunten Luftgrunde der Domfenster wohnend, den heiteren Menschenschaaren nachgezogen in das irdische Leben. Da war es Ingelram, als möchte er ihr fast wehmüthig zulächeln: Du liebes Englein, es ist besser für dich in der stillen Kirche, und mir ist am wohlsten, bin ich da drin mit dir! Er sah,

wie sich Gerhard ihr nahte, mit ihr sprach, wie die zartblühenden Lippen Worte, ihrer Seele süßes Duften, nach ihm hinhauchten, aber ihre beiden Augen waren dabei gesenkt wie unter einen Nonnenschleier, und ihr verschämtes Lächeln war wie ein schüchternes Licht. Zur anderen Seite aber ging Domicilla, klar und tief vor sich herschauend, an schlanker Hoheit Florianen überragend, aber freundlich zu dieser hingesenkt in Anschauung der selig blühenden Huld. Ingelram hatte sich gedankenvoll an's breite, länglich runde Fenster gestellt, das sich über ihm wie ein Regenbogen wölbte, seine Hände lagen unwillkührlich gefaltet an die Blumenkrüglein angelehnt, die er zum Wintertrost da immer zog, und er blickte, als sähe er dort des geliebten Bildes Erscheinung in den sonnengoldnen Himmel hinein. Darum erschrack er fast, wie mit einmal Gerhard, der sich inzwischen von den zwei Jungfrauen getrennt, mit dem glänzenden Hauptschmuck in sein niedrig Fenster hereinsah, mit dem Finger an die Scheibe klopfte, da wo ein feines buntes Wappen wie eine Aurikel hineingefügt war, und

als Ingelram den Schieber aufthat, ihm hereinrief: Ei, Meister Ingelram, ihr seyd wohl nicht zu Hause? saht ihr doch eben aus, als hättet ihr im Himmel erkundet, wie die Englein den Sonntag zubringen? Die haben ja immer Sonntag! sprach Ingelram freundlich, das wissen wir schon hier! Unterdessen war Gerhard in das trauliche Stübchen getreten; mein Gott, rief der junge Rathsherr, wie hübsch ist's doch bei euch, Meister Ingelram! Wie habt ihr euch so recht eine Laube gebildet aus eurem sauberen zierlichen Schnitzwerk, das ist gar zu artig wie die Kinder mit den Zithern und Vögelein da auf den Weinranken schweben, man meint, sie wiegten sich für lauter Freuden und Gesang; auch die kleinen Heiligen gefallen mir gar gut, die ihr da auf der Lade angebracht habt, und das Muttergottesbild, so an der Wand unter dem zierlichen Baldachin mit dem Jesuskindlein steht; und hier der Becher, um den sich die Engelchen schlingen, wie kunstreich und allerliebst, zumal die Rose als Deckel darauf! Aber der ist doch noch nichts gegen den Schrein mit den durchbrochenen Thüren

da, wär' er nicht wie gute alte Sitte in die Wand eingefügt, ich müßt' ihn haben, meine Kammer damit zu schmücken! Hört an, Meister Ingelram, ihr sollt mir anmuthige Verzierungen erfinden und ausführen für zwei Betbänke, die ich im Dom habe und die ich erneuen lassen will, fordern mögt ihr dafür, was ihr denkt, ihr seyd ein billiger christlicher Mann, fast gar zu bescheiden, so daß man euch eigentlich nie fordern lassen möchte, weil ihr stets zu wenig begehrt gegen die schöne Arbeit, — aber macht mir auch etwas so Schönes, als ihr jemals gefertigt, — so schön, wenn's möglich wäre, wie Floriane, — denn für sie ist die eine Betbank! Was brauch' ich euch erst zu bedeuten, daß Meister Florentinen die andere bestimmt ist. — Freudenröthe überflog Ingelgramen, da er die Arbeit zusagte. Einen ganzen Frühling schien sie ihm zu verkünden. All' sein Holzwerk sah er in Blumen und Goldranken, Florianen zu schmücken, verwandelt, und es war ihm, als müße ihn jedermann beneiden, solch' eine beglückende Kunst zu treiben, und als sey es zu verwundern, daß es der emsigen, sinnenden

Bildschnitzer nicht eine ganze Schaar in der Stadt gäbe. Die Arbeit, sprach er zu Gerhard soll gut ausfallen, so Gott will und Gedeihen schenkt! Und dabei lächelte er, als stünde schon alles fertig und gar erfreulich vor ihm, und als wäre des Vergolders Werk, das er auch schon im Geiste vor sich sah, wohl das allerschönste daran. Daß es aber ja zu den Weihnachtsfeiertagen fertig ist! sagte Gerhard, die freundliche Kemnate verlassend; wenigstens Florianens Stuhl! Und Ingelram dachte dabei: ja wohl; denn es ist ja so recht eine Weihnachtsarbeit! — Lange war ihm kein Sonntag goldener vorgekommen, lange hatte er sich, ja vielleicht noch nie, so auf die Arbeit der neuen Woche gefreut. Viele liebliche Bilder thaten ihm ihren frommen zarten Sinn auf, daß er unter ihnen die erfreulichsten zur Zierde der lieben Arbeit auswählen möchte. Ganze Reihen stiegen blühend vor ihm empor, und er winkte sie dann immer wieder schüchtern von sich hinweg, wenn ihm einfiel, daß er sich ihren Bedeutungen hingegeben, als sey ers, der Florianen den Betstuhl schmücke, da ja doch Ger-

hard, wahrscheinlich bald ihr Bräutigam, der Urheber und Geber sey. Da wollte denn Ingelram alles vermeiden, was wie aus ihm herauszusprechen schien, und wollte sich gern in Gerhards Art und Weise hineinversetzen; dann fiel ihm aber zum Glück wieder ein, daß das alles ja unnöthige Mühe sey, da jeder Schmuck dieser jungfräulichen Betbank nur von Gottes Liebe in gleich jungfräulicher Demuth reden solle. Des ward Ingelram gar sehr froh; denn wo Gottes Liebe waltet, sagte er bei sich, da geht ja alle reine stille Herzensliebe mit darein, und da darf auch das als eine schmückende Blume sich hineinranken, was ich sagen möchte!

4.

Wer jetzt an Ingelrams großem Bogenfenster mit den zierlich eingelegten Wappenschildern vorbeiging, und den Meister über seine Arbeit hinlächeln sah, als läs' er am Sonn- oder Feiertag in der Legende oder in irgend einer überaus ergötzlichen und lieben Geschichte: der konnte wol denken, daß er eine Arbeit habe, die ihm unge-

mein angenehm sey. Auch war Ingelram in der That geschäftig, wie der Frühling, wenn er die ersten Blüthenknospen hervortreibt aus dem dürren Gehölz; denn so drängten sich unter der fleißigen Hand Lilienstäbe und Nägeleinblumen, kleine Violen, Maienglöcklein, und andere Frühlingsknöspchen, wie auf einer Engelswiese, aus den hölzernen Tafeln und Leisten hervor, die auf der Werkbank hingebreitet lagen, und auf einem andern Brettlein kamen ein Paar Flügel zum Vorschein. Dabei sang Ingelram dann und wann mit Hildegar, seinem jungen Gehülfen, einem freundlichen blonden Knaben, von wohlgethaner Art, ein herziges Lied; denn wie der Meister so der Gesell, sah dieser den Meister recht seelenvergnügt, war er's gleich auch durch und durch, oder war vielmehr froh, zeigen zu dürfen, daß er es immer sey, und sprang emsig umher und sang in der Werkstatt wie ein Vögelein. An einem Nachmittag kam Gerhard und wollte sehn, was unter Ingelrams Händen entstanden sey. Wie ihm nun dieser die Getäfel vorzeigte, und sie aneinander legte, wie sie sich zusammenschloßen; schüt-

telte Gerhard ein wenig das Haupt, und meinte, das sei ihm etwas zu einfach und unbedeutsam, und wunderte sich, wie Ingelram bei dieser Arbeit nicht erfindrischer habe seyn können. Er wollte durchaus allerhand Schnörkel und prächtige Verbrämungen hinzu haben, die recht aus der Vergoldung und den bunten Schildereien hervortreten sollten, und mochte mit dem ungemein zierlich durchbrochenen Gitter nicht zufrieden seyn, das Ingelram an den Thüren und hoch oben, die Stühle wie Laubwerk einschließend, angebracht. Meister Ingelram aber lächelte sinnig auf seine Arbeit hin, und sagte sanft, aber ganz wohl bedacht: es ist recht so, wie es ist, demüthig wie die Blumen, sollen wir vor'm Gotteslichte knien, und da wäre all' andere menschliche Huldigung eine ledige, des heiligen Lichts unwürdige Schmeichelei; aber Blumen, die mögen das umranken, was wir lieben! Und etwa ein Paar Flüglein mögen um ein Köpfchen schweben, als gehörten sie dazu, fuhr Ingelram lächelnd fort, indem der blonde muntere Hildegar, der seines Meisters Lob von Gerhards Lippen zu vernehmen

brannte, noch ein Täflein brachte, auf dem zwei Flügel mit Pfauenaugen ausgeschnitzt waren, und Ingelram dasselbe Gerharden hinhielt. Fast schelmisch sah er diesen dazu an, mit den Worten: nun, ists also recht? je nachdem das Köpfchen seyn wird, das auf den Flügeln zu ruhen kommt, werden's Engelsflüglein seyn, — oder Schmetterlingsflügel! Nicht wahr, Herr Gerhard, das ist schön? fragte Hildegar mit leiser Ungeduld; Ingelram aber setzte noch schlicht hinzu: eigentlich hab' ich damit überhaupt nur die Schwingen der Glaubensandacht gemeint, die Herz und Haupt emportragen sollen, wie die demüthigen Blumen zum Lichte sich erheben in des Frühlings Hauch; und das sind die rechten Engelsfittige! — Gerhard hatte seine Hand auf Ingelrams Schulter gelehnt und sich von einer gewissen Rührung überwunden; er sagte, seyd nicht unwillig auf mich; Meister Florentin, der das alles besser versteht, denn ich, wird sich gewiß freun über eure Arbeit und deren Sinn; und dann ist sie auch Florianen lieb, das weiß ich schon; und so ist sie mir

denn auch recht, lieber Meister, wie sie ist, und sie könnte nicht schöner seyn!

Daß es doch so wunderliche Leute giebt, denen man die ganz einfachen Dinge, die ein Kind sieht, erst künstlich erklären muß! sprach Ingelram zu Hildegar, da Gerhard wieder fortgegangen war. Aber Gerhard ist doch gut, sehr gut, wenn er gleich mit der Kunst wol eher prunken, als so recht herzfreundlich umgehen mag. Ja er ist gut, wiederholte er bei sich, indem er sich wieder zu thun machte, und Hildegar ihm einen Trunk Wein kredenzte in dem Becher von des Meisters Arbeit, um welchen die kleinen Engel sich reihten; denn wenn er die holdselige Floriane nicht so lieb hätte, säße ich ja nicht hier bei der aller holdseligsten Arbeit.

5.

In Gerhard's Hause blinkten jezt alle Fenster so hell, als wie Spiegel, worin sich die ganze Stadt beschauen konnte, und die Treppen und Geländer, außen hinlaufend, waren aufs zierlichste gesäubert, es sah alles nach einer sorgfältigen

Hausfrau aus, und war doch keine darin: es sollte aber, nach Gerhards Meinung, bald eine hinein kommen, und zwar Floriane, die schönste Blume der Stadt, sollte in den wolaufgeputzten, farbenprangenden Gemächern, hinter den spiegelhellen Fenstern blühn, sie selbst ein zartes Blumenkrüglein, auf dem als ein Maienglöcklein das sinnige Haupt schwebte. Es stand gar wunderbar nm Gerhards Herz, und war es immer, als liebe er Florianen nicht so recht ungetheilt um ihrer selbst willen, als liebe er sich selbst zugleich, als fühle er dies manchmal in ernsteren Stunden und es mache ihm Schmerz, aber als blicke er dann auf ihre rührende Anmuth hin und sage zu sich selbst, der ist ja der Glückliche und der Neidenswerthe, der solch' ein Kleinod gewinnt! denn wo ist rund herum eine Perle wie diese? Mit all' meinem Gold erkauft' ich sie mir nicht, und daß ihr Werth mir mehr ist, das leg' ich an den Tag. — Es hatte aber Gerhard in früherer Zeit, so recht in der eigentlichen herzigen Veilchenzeit seines Lebens, eine freundliche, halb noch unbewußte Liebe zu einer der edelsten Jungfrauen

der Stadt gehabt, und Domicilla nahm es auch nicht anders dafür an, als müsste und dürfte es so seyn, daß sie stets am liebsten mit einander tanzten, und beim Frühlingsgang nach den Lustörtern um die Stadt her, und in den Gärten, wenn alles Paarweis wandelte, sich zu einander hielten, Hand in Hand dann dem Rufe des Reigens zum offnen Saale folgten. Gerhard aber begab sich nach einiger Zeit in die Fremde, und sah sich den Prunk und das Wohlleben der vornehmen Kaufherren in Venedig, Genua und Marseille an. Da vergaß er denn ein wenig über dem Rosenduft, der ihn anglühte, jener sittigen Veilchenzeit, auch hatte die fremdartige Vornehmheit ihm einen blendenden Zauberbecher gereicht, und in seiner Vaterstadt blieb das nicht unbekannt. Domicilla aber war, seit Gerhard fortgezogen, viel ernster denn sonst worden, dieser Ernst war jedoch nichts, als das Bewußtseyn, wie ihr Gefühl für Gerhard lauter Liebe und Treue sey. Darum lebte sie im stillen Angedenken jener unbefangenen Zeit, die nun eben darum vorüber war, weil Domicilla wußte, daß sie Ger-

harden damals geliebt und es ihm nicht sagen könne, wenn er selbst sie nicht daran erinnere. Ob er aber das thun würde? wie es um sein Herz stehen möge? ob es dem wohl auch ergangen sey in der Ferne, wie ihr? das waren die Fragen, welche sie beschäftigten, und deren süße Bangigkeit durch das verscheucht wurde, was sie um sich reden hörte. Keiner Untreue konnte sie Gerharden beschuldigen, denn gewiß, sagte sich ihr Herz, ich nur habe ihn wahrhaft geliebt, er nicht mich, ach sonst wüßt' er es jetzt und dies Bewußtseyn hieße ihm die Treue! Als nun Gerhard wiederkam, und von feiner Sitte, wie von wunderschönen Kleidern und tausenderlei Dingen stralend sich Domicillen näherte und die ehemalige Vertraulichkeit erneuen wollte, stand sie in ganz eigener kalter Hoheit vor ihm da, wie sie Jungfrauen gegeben ist, wenn ihr reiner und zartblühender Sinn beleidigt ist und, selbst eines eigenen Leids dabei nicht achtend, sich abwendet und Erröthen die eigene Liebe straft. Gerhard aber bekämpfte mit erleichterter Mühe die Erinnerung, die ihn rühren wollte, und suchte die

gekränkte Eitelkeit, die in der Fremde gar groß gewachsen war in seinem Herzen, an ihr zu rächen, indem er nicht that, als schmerze ihn dies Benehmen, sondern sich jederzeit freundlich und höflich gegen sie betrug, also daß Domicilla endlich sich gleichfalls zwang, mit ihm zu seyn, wie sie mit den ihr Gleichgültigern umging; denn er sollte nichts davon merken, daß sie ihn lieb gehabt und das Bild von ihm, dem er ihr nicht mehr ähnlich zu sehen schien, nicht aus ihrem Herzen wegnehmen konnte. Indessen ärgerte sich dennoch Gerhard im Stillen manchmal, daß es zwischen ihm und Domicilla so gekommen; sie aber wußte jede Näherung so abzuweisen, daß er immer unklarer ward über sie und sein eigenes Gefühl. Wie er nun Florianen gesehn, und alle Blicke ihr huldigten, man aber um ihrer süßen frommen Züchtigkeit willen, von ihrer Schönheit fast nur sprach, wie von einem Geheimniß, von dem man vor ihr selbst nicht reden dürfe: da schmeichelte Gerharden der Gedanke, die Allgepriesene zu besitzen, des berühmten Meisters Florentin allersüßestes Bild.

6.

Im anmuthig flüsternden Mädchenkreise, wo Floriane eben so hingebend froh seyn konnte, als sie schüchtern war bei der Jünglinge Blicken, war schon manchmal ein Scherz hingelächelt worden, auf Gerhards Werbung um Floriane deutend, und es hatten sich schon mehrere unter einander gewundert, daß gerade Domicilla, deren früherer Neigung zu Gerhard man sich erinnerte, sie zur geliebtesten Gespielin sich erwählt. Daß Floriane ein gar ernsthaftes Gesichtchen machte, wenn man Gerhards Namen mit Anspielung nannte, daß sie wohl auch die kleine Hand auf ihr holdes Herzchen legte, zu betheuern, daß sie gar nichts von seiner Werbung wisse, bewies freilich wenig: denn man kennt ja der Mädchen Sitte, beim ausgesprochensten Ja noch das Häuptlein verläugnend hin und her zu wiegen. Dennoch verhielt es sich wirklich so, wie Floriane sagte, und darum sah das milde Nonnenbildchen einigemale recht ernstlich böse um sich, als könnt's das wirklich werden, wie die Jungfrauen, die mit den Spindeln vor und neben ihr saßen, die abgesetzten Faden

weit hinausziehend, ihr einreden wollten, sie würde doch bald in Herrn Gerhards Kirchenstuhle Platz nehmen, denn das wisse man ganz genau! Es war aber auch einmal Domicilla gewesen, die Florianen mit Gerhards Huldigungen geneckt, und Floriane, hingezogen zu der hohen, schönen Jungfrau, hatte erwiedert: Domicilla, von den andern allen hör' ich solchen Scherz ohne Leid, aber von euch thut mir's weh, denn ihr solltet mir wohl ins Herz geschaut haben und wissen, daß mein Sinn weder Gerharden noch einem andern zugewendet ist, denn geht es nach mir, so werd' ich ein Klosterröslein; ach glaubt mir, es sieht gar zu lieblich in einer Nonnenzelle aus, ich weiß es noch, da ich mehrere Jahre in einem Kloster erzogen bin, darum sieht es auch in meinem Kämmerlein fast aus wie in einer Zelle, denn es ist meines lieben Vaters Lust, mir das zu gewähren. Habt ihr das schöne Jesuskind noch nicht gesehn, das er mir hinein geschenkt hat, und die herrliche Kreuzigung über meiner Betbank? Und so fuhr das holdselige Kind fort, sein Kämmerlein zu beschreiben und die Lieblich-

keit, die ihr dort blühe; Domicilla aber seufzte still in ihrem Busen, und drückte Florianen schweigend, Thränen im schönen dunkeln Auge, an's Herz. Seidem sah man die zwei Jungfrauen unzertrennlich beieinander, und oft sagte Domicilla zu ihrer lieben Floriane, sie wollte auch eine Nonne werden; und wenn sie nun zusammen in die Kirche gingen und neben einander knieten, im geschnitzten Gitterwerk verborgen, wie dahinter sproßende Blumen, war es ihnen oft, als theilten sie Eine Zelle und die süße Liebe zum ewig treuen Heiland. Domicilla aber pries Florianen selig, weil ihr Herz ungetheilter und kindlicher dahin gewendet war, darum wußte auch Domicilla nicht, ob Floriane ihre Liebe begreifen, und mitleidig umfassen würde, deshalb verschwieg sie ihr eine Zeit lang, wie viel Gerhard ihr war, doch sehnte sie sich gar bald nichts geheim zu haben vor der Freundin lichten Blicken, zumal da sie fürchten mußte, diese möge es von andern erfahren, und da es nicht Mangel an Vertrauen war, wenn sie schwieg. Als sie nun Florianen endlich ihr Herz aufgeschlossen, sahe diese sinnig

und sanft vor sich hin, als möchte sie Domicilla's Unwillen und ihren Entschluß mildern, und sagte: mir gefällt nun wohl Gerhard noch weniger, als zuvor, aber wenn du ihn nun einmal recht lieb gehabt, so dächt' ich, das könnte alles nichts helfen, du müßtest doch immer bereit seyn, ihm zu verzeihn, ich mindestens könnte in solchem Falle nicht anders, das weiß ich ganz klar. Obgleich Domicilla nicht zugeben wollte, daß Floriane recht habe, so sanken doch die kindlichguten unschuldigen Worte wie Thautropfen zu ihr hin, und erquickten sie, besonders da Floriane noch sprach: ich weiß, was ich thäte! ich betete recht von Herzensgrund, daß ihm der liebe Gott alles verzeihen wolle, was nicht recht gewesen, und daß es nun damit gut sey und alles im Herzen blühen möge, wie zuvor! Und siehst du, fuhr Floriane fort, nun kann ich es vollends nicht glauben, daß er mein begehrt! oder thut er es, so geschieht's aus Verdruß über dich; damit hat er freilich Unrecht, denn du konntest für's erste nicht anders; aber nun hätte der edle Stolz schon immerhin der Demuth weichen können,

denn wo kalter Schnee gefallen ist, muß es auch zu seiner Zeit wieder Blüthenflocken geben! O du holdseliges Kind, sagte Domicilla, und schlang ihre Arme um sie: wenn ich Gerharden so reden hörte, ich verzieh' ihm gleich, ach ich wähnte wol ich hätte an ihm gefehlt und er müßte mir verzeihen! Aber laß das alles nur gut seyn, und bewahr' es für immer in deinem Herzen; denn Gerhard wird und soll es nie erfahren, wie ich ihn schmerzlich liebe, und wie ich lächelnd leide!

7.

An einem Morgen kam Meister Florentin mit seiner Tochter über den Domplatz gegangen, wie eben viel tausend zarte Schneeflöckchen, als wären's eben so viele Schneeglöckchen, vom Himmel herunterblühten. Ei seht! rief Hildegar, sich im Liedchen unterbrechend, das eben das goldene Singvögelein angestimmt hatte: da draußen schneit's auch Lilien vom Himmel herunter! Und ehe noch Ingelram recht weg hatte, wie das eigentlich gemeint war, that sich seine Thür auf und freundlich das Haupt nach ihm neigend, trat

Meister Florentin ein, von seinem Töchterlein gefolgt, und rief ihm heiter zu: es stört euch doch nicht, lieber Ingelram, wenn wir euch ein wenig zusehn? ihr habt mir's ja auch manchmal gethan, und ich hab's immer gern gesehn! Ingelram aber fand die rechte Antwort nicht vor Freude und Ueberraschung, sondern klopfte ganz kindlich in die Hände und rief halbleise: o wie herrlich! o wie herrlich! als wäre eine Verklärung in seinem kleinen trauten Gemach angeglommen. Ists nicht gar hübsch hier in dem Gemach? fragte Meister Florentin und wendete sich gegen seine Tochter, vor welcher der goldlockige Hildegar ganz feierlich ehrerbietig stehen blieb und nichts zu sprechen wagte, als wäre der Scherz mit dem Lilienschneien schon ein Muthwille gewesen; während Ingelram seinen Lehnsessel beim Ofen Meister Florentinen anbot, und einen Schemel, schnell mit einem neuen sammtenen Kissen bedeckt, Florianen hinsetzte, die mit Lächeln leise zum Vater sprach: ja es ist sehr hübschhier und sieht aus, als wäre um und über einem ein Kirchlein aus lauter freundlichem

Schnitzwerk erbaut! Das freute Ingelramen im innersten Herzen, und geschah ihm nicht anders, als würde ihm seine Werkstatt ein Paradies. Meister Florentin zeigte Florianen alle die Gegenstände, die der fromme anmuthige Fleiß hier angesammelt hatte, unter andern that er die Thüren des kunstvollen Schreines auf, der halb in die Wand hineingefugt war, und wie er eine mit herzlicher Liebe geschnitzte Grablegung des Heilands darin entdeckt, und Floriane mit ihren gefaltenen Händlein gar nachdenklich und wohlgefällig dabei verweilte, sprach Meister Florentin, dacht' ich doch schon, es würde sich wol noch ein Gemälde hineinpassen, aber ihr habt eure Kunst so wacker walten lassen auf dem Bilde da, lieber Ingelram, daß des Malers Zuthat Ueberfluß wäre. Ach! sagte Ingelram treuherzig, denn Florianens Lächeln machte ihm gar zu frohen Muth: wenn's ein Bild von euch seyn sollte, Meister Florentin, das wäre gewiß nicht überflüßig, da nähm' ich wol mit tausend Freuden mein Snitzwerk heraus, so herzlich lieb ich's habe, um der Andacht willen, womit bei der Arbeit mein Herz

erfüllt gewesen. Meint ihr? lächelte Meister Florentin. Nun wir wollen sehen, was sich thun läßt! Darauf gingen sie weiter umher, traten vor die Schnitzbank, und nicht wenig erröthete Ingelram, wie Floriane ihre Aeuglein auf die Tafeln mit den Blumengewinden und Engelsfittigen sendete, und er auf Meisters Florentins Lippen die Frage schweben sah, wozu das alles gehöre? Da faßte sich Ingelram ein Herz, ergriff seinen schönen Becher, und ging damit zum Schenktisch in der Ecke, wo eine blanke Kanne mit Wein zur Labung bei der Arbeit stand. Während er aber beschäftigt war, den Becher anzufüllen, den er den beiden reichen wollte, hatte Hildegar, bei Florianens kindlicher Lust an des Meisters Arbeiten, gleichfalls Muth gefaßt, zu seiner ihm wohlstehenden Redseligkeit zurückzukehren, und indem er sich zuthulich erzeigte im Zusammensetzen des einzeln daliegenden Schnitzwerks, damit Floriane recht sehen sollte, wie sich das alles im Ganzen ausnehmen werde, hörte ihn Ingelram schwatzen: nicht wahr, in der Betbank wird sichs andächtig seyn lassen, wie im

Himmel? Herr Gerhard hat sie aber auch recht sauber und köstlich bestellt! So, dachte Meister Florentin, also das ist Arbeit für Gerhard! er hat's doch nicht vergessen! aber ich vergesse auch nicht, was ich ihm damals gesagt. Floriane sprach indessen zu Hildegar, der gar nicht merkte, wie der arme Ingelram während dem den halben Wein aus dem Becher, mit dem er dahergegangen kam, verschüttete: so hübsch die Zierrath ist, so thut das doch bei der Betbank ganz und gar nichts; aber es ist mir wol nicht ganz gleich, neben wem ich kniee; und da bin ich denn froh, sezte sie, gegen ihren Vater das sanft erglühende Antlitz wendend, hinzu, daß mir Domicilla zur Seite kniet und ich mag in keine andere Bank hinein! Nun das kann ja immer so bleiben, mein Töchterlein! versetzte Meister Florentin begütigend. Indem kam auch Ingelram mit seinem elfenbeinernen Becher, bot ihn Florianen, und sprach mit etwas bebender Stimme, noch von dem eben gehörten Gespräch erschrocken: wollt diesen kühlen Wein eurem lieben Vater kredenzen, mit euren reinen Lippen kostet ihn, hochge-

ehrte Jungfrau! Und Floriane that, wie Ingelram sie gebeten, und sagte, dem Vater, nachdem er getrunkeu, und bei Ingelramen sich für den Trunk bedankt, den Becher wieder entnehmend und ihn im schönen auch elfenbeinweißen Händchen herumdrehend: seht doch, lieber Vater, da ist wieder ein gar ergötzliches Werk! Und Ingelram, bei den holden Worten, vom gehabten Schreck, daß vielleicht etwas dem edlen Paar Misfälliges vorgekommen, sich erholend, sprach: ach hochgeehrteste Jungfrau, mir ist als schwebte jetzt ein weißer Rosenkranz um meinen Becher, wie ihr ihn umfanget mit den schönen Händen, es wäre mir wol sehr lieb, wenn ihr diesen Rosenkranz darum ließet, und den Becher behieltet, ich möchte euch gerne eine kleine Verehrung damit bezeigen. Lieber Ingelram, sprach Meister Florentin, wir kommen um Meisterstücke zn sehen, nicht euch zu berauben! O nennt's nicht so, rief Ingelram gar herzig, und in seinen Augen funkelt' es wie Freudenstralen auf feuchtem Grund; ihr gebt mir so gar viel, wenn ihr mich nicht verschmäht! Floriane hatte sich gesetzt, sie

betrachtete den Becher mit feinsinnigem Wohlgefallen, und sagte zum Vater, jedoch blieben die Augen dabei gesenkt: Meister Ingelramen macht's Freude, daß er Freude giebt, und der Becher macht mir wirklich große Freude! Der Vater sah sie an, er hatte sie noch nie so mit einem Manne thun und sprechen sehn, wie mit Ingelram, jede ihrer Mienen sagte, daß ihr hier behaglich und zutraulich zu Muthe sey, fast wie in ihrer kleinen Mädchenzelle mit den süßen Bildern, dem silbernen Kreuz, der Betbank und den Blumenstöcken; und Ingelram stand ganz selig vor ihr da, wie man ihn zur Weihnachtszeit und zu Ostern, wenn des Frühlings Rosenschein durch die alten hohen Scheiben bricht, in den Kirchen verweilen sah. Floriane schaute in den Becher hinein, und wie ihr Blick nur noch ein goldenes Tröpflein darin fand, trank sie es aus, und lächelte: auf eur Wohlseyn, Meister Ingelram! Wißt, fuhr sie darauf fort, ein Weinbecher hat er nun aufgehört zu seyn, der schöne Pokal; aber ein Blumenbecher soll er werden, geht das wol an und mißfällt's euch nicht, lieber Meister In-

gelram? Da dachte Ingelram bei sich, Blumenbecher würde 's doch fortan heißen, tauchten sich deine Lippen in den klaren Wein, und spiegelte sich dein Aurikelnauge darin! Aber nichts dergleichen wußt' er zu sagen, sondern sah nur überaus freundlich und beifällig auf seinen wohlgethanen Becher hin, den in diesem Augenblick das allerzarteste und niedlichste Schnitzwerk umgab. Nun Floriane, fiel Meister Florentin ein, das kannst du immer nicht wissen, ob der Becher nicht bisweilen mit Wein sich füllen wird; noch in späten Jahren bringt ihn vielleicht die Hausfrau aus dem wohlverschloßenen Weinschrank herbeigetragen, und stellt ihn auf den Familientisch, daß er die Runde mache! Wenn mein lieber Vater daraus trinken will! erwiederte Floriane ablehnend. Es giebt außer mir wol auch noch Leute in der Welt! scherzte Meister Florentin. Floriane aber barg sich in seinen Armen, und sprach, nein, solche giebt es nicht! Da standen Ingelramen die hellen Perlen in den Augen, und wie Hildegar sich an ihn anschmiegte und ihm still jubelnd winkte, hatte der gute Ingelram

ganz vergessen, daß er vorhin auf Hildegar fast böse gewesen wäre, und legte seine Hand auf dessen Haupt: von welchem das helle Gold herniederströmte. Florianens Augen hatten sich auf das große Buch hingewendet, das auf dem Pult auf dem Tische nahe beim Ofen, aufgeschlagen lag; leise erhob sie sich von ihrem Seßel, schwebte lieblich neugierig und gar zutraulich und wie sich selbst belächelnd, mit feiner Miene nach dem Tische hin, lehnte sich über das Pult, Ingelramen mit den sittsamen Blicken um Erlaubniß bittend, und sah dann in das Buch hinein wie der rosig athmende Morgen, der noch nie schöner dessen Blätter verklärt. O, dachte Ingelram, wenn ich doch die schönen Geschichten mit ihr zusammen lesen könnte! das müßte einen Frühling im Winter geben! Aber, sagte Meister Florentin aufstehend, wir sind ja nicht zu Hause hier! Doch, erwiederte Floriane, wie in einem Kapellchen, da ist man auch gleich zu Haus! Du liebes Kind! rief der Vater und sah auf sie in seines Herzens Lust. Ingelram stand da, wie ein inniges Auge nach der scheidenden Sonne

blickt, welche die Bäume und Gräser verklärt, indem der Abendhauch wie wiederhallender Engelsgruß in allen Blättchen säuselt. Floriane sah immer in ihren Becher hinein, indem sie ging, als wäre er noch voll Wein und sie fürchte, etwas davon zu verschütten. Und wie die zweie fort waren, und Ingelram an seiner Arbeit herumtändelte und nicht recht wieder hineinkommen konnte, sagte, Hildegar: Meister ich möchte wol mein Liedchen aussingen, wenn's euch nicht störte. Goldvöglein, Schelm, sprach Ingelram, wenn's mich bei der Arbeit nicht stört, was soll's mich dann im Feiern stören? Du hast Recht, laß uns wieder fleißig seyn, und die Bienen singen auch dabei! Wenn ich ein Vöglein wär', rief Hildegar schalkhaft träumerisch, wenn ich ein Vöglein wär'!

8.

Um die Abendzeit kam Gerhard bei der Domkirche vorbei, er hörte die Orgel tönen, die eben zur nahen Festzeit gestimmt worden war, und trat hinein, zu sehen, ob der Schreiner wohl

schon seine Arbeit an dem bewußten Kirchenstuhle gethan. Da kam er an dem Orte vorbei, den Domicilla und Floriane mit einander einzunehmen pflegten, und trat ein wenig hinein, als wollt' er ihn mit dem vergleichen, den er Florianen und ihrem Vater einzuräumen im Sinne trug. Hier blinkte ihm ein zartes Goldblättchen entgegen, auf dem braunen Holzwerk ruhend wie vom Abendglanz hingehaucht, als streuten in dem die Engel goldene Röslein aus, er neigte sich danach, und wie er's aufhob, war's ein kleines Heiligenbild, das er in jener klar blühenden Zeit Domicillen geschenkt; sie musste's aus ihrem Gebetbuch verloren haben. Gerharden aber ward dabei so eigen zu Muth; als stiege klarer Sonnenschein zu ihm auf und gäbe seinem Herzen die alte Wärme zurück, hing sein Auge an dem Heiligenbild und seinem Angedenken, und wie er das Blättlein umwandte, fand er darauf geschrieben:

Heilgenbildchen meines Herzen,
Bleibst mir lieb in Leid und Schmerzen.

Und in die stille tiefe Düsterheit um ihn her neigte sich der süße Abendglanz durch die hohen

Scheiben wie mit sanften Armen nach ihm langend, ihn zurückzuziehn in die vergeßene Heimath. Indem rauschte's hinter Gerhard, und eben so betroffen als er, stand Domicilla, das verlorene Heiligenbildchen suchend, vor ihm da. Es konnten aber beide einander nicht verbergen, wie ihnen geschah, und für beide konnte keine größere Beglaubigung der gegenseitig fortgedauerten Liebe gefunden werden, mochten sie sich auch derselben nicht mehr haben bewußt seyn wollen. Mit dem goldenen Bildchen aus jener lieben lichten Zeit, gab Gerhard Domicillen sich selbst zurück, und sie gestand ihm nun gern, daß ihr Herz immer sein gewesen war.

9.

Ingelram hatte einstweilen sein Schnitzwerk genommen und zum Vergolden und Uebermalen hingeschafft. Er wußte aber gar nicht, was nun mit der ihm so lieb gewesenen Arbeit werden sollte, denn was er Florianen und ihren Vater sagen gehört, konnte er nicht mit Gerhards Aeußerungen zusammenreimen, er dachte aber, wenn

auch Floriane nun nicht in der von ihm mit stiller Liebe gefertigten Betbank knieen sollte, so würde ja doch die immer gar lieblich sich ausnehmen, wo sie zu erblicken sey, und in Gottes Haus müsse man überhaupt nicht an dergleichen denken, sondern alles hingeben in Demuth und Freudigkeit. Etwas schwerer aber wurde es Ingelram, die süße Herzensneugier zu demüthigen, die seit dem holden Engelsbesuch in seiner Brust erwacht war, wie eine Nachtigall mit lieblichen Tönen berauschend. Es hatte Florianen wohlgefallen in Ingelrams kleinem Hause, mit ihrer Freundlichkeit hatte sie es erfüllt und ausgemalt, wie die Frühlingssonne thut mit ihren Stralen, und aus Worten, die sie schüchtern geheimnißvoll geredet, blickte hervor, daß Gerhard ihr schwerlich so nahe stehen konnte, als Ingelram aus dessen Reden gedacht; wie sollte da nicht von selbst die Engelsbotenschaar der Hoffnung, der süßen Ahnung und Freudenandacht in Ingelrams Herz geflogen kommen? Aber gleichwie er damals, wie er die Verzierungen der Betbank arbeitete, alle die Sinnbilder von sich hinwegwies,

die ihm sein stilles Herzenswohlgefallen aus der innersten Seele verschämt entgegensandte: so that er auch mit den Blüthen aller der Hoffnungen und Wünsche, die ihm jetzt seine demüthige Werkstatt umranken und all' ihr frommes Schnitzwerk wahrhaft vergolden wollten. Ach ich bin recht traurig, daß die schöne Arbeit nun ganz fort ist, sagte Hildegar, wie er sammt den Handwerksleuten, am heiligen Abend vor Weihnachten, dem Meister in den Dom folgte, wo bald darauf die von sanftem Gold und still blumender Zierrath stralende Betbank sich fertig erhob; denn es war die letzte Zeit her so schon bei uns fast wie im Kloster, der Meister sprach wenig und arbeitete wenig, und ich getraute mir auch nicht, viel zu singen; nun wird unsere liebe Werkstatt wol gar zur Zelle, und Meister Ingelram ein Mönch darin, — wenn nur wenigstens ein Vögelein in einer Zelle seyn darf, da will ich das Vögelein seyn! Nachdem alles aufgestellt und eingepaßt war, und ein jeder seine Freude an der schönen Arbeit zu erkennen gegeben, entfernten sich die Handwerker, und Hildegar mußte auf des Mei-

sters Geheiß zu Gerharden gehen, und ihm ansagen, daß nun alles fertig und bereit sey. Da blieb Ingelram allein im dunkelnden Dom, durch welchen wie glühende Liebesrosen und Sterne die einzelnen Lampen und Kerzen schienen, und wie er sich so einsam fühlte im still ernsten Riesenbau, unter dem die liebevoll geschmückte Betbank stralte wie ein im Dämmerlicht spielendes goldenes Kind, da neigte er sich an derselben nieder und betete herzlich, es möchte immer Andacht und Glaube walten, in ihrem still verborgenen Raum, und balsamischer Liliendufts des Gebets diejenigen umfangen und erquicken, die der Seelen innigste Blüthe lehnen würden an dies Blumengitter, das seine Hand geschnitzt unter manchem frommen lieben Lied; und da ward es ihm nicht anders, als ob Floriane dennoch hier die jungfräulichen Kniee beugen werde, und in ein Gebet für sie, ach und wohl auch unbewußt um sie, wenn es möglich seyn könne, und Gott gefalle, zerfloß seines Herzens Andacht. Er wußte aber nicht, daß ihm Meister Florentin und Floriane gegenüber standen, und daß deren Händlein sich gefaltet hat-

ten wie damals in Ingelrams Werkstatt vor dem Schrein mit dem Bild, und daß Meister Florentin wie seegnend auf ihn hinlächelte. Hinter Florianen aber und ihrem Vater, standen Gerhard und Domicilla Hand in Hand, und beide waren auch in ihrer Liebe stralend anzusehn, wie zwei schöne deutsche Bilder, wenn sie aus trüber Winterkammer wieder an's goldene Licht gekommen. Gerhard hatte Meister Florentinen, den er hierher in den Dom geführt, vertraut gemacht mit dem, was sich zugetragen in seinem Herzen, und wie der theure achtbare Mann längst dafür gehalten hatte, daß es so und nicht anders kommen müsse, und deshalb Gerhards Neigung zu Florianen, mit der dessen Eitelkeit ihn täuschte, nicht begünstigen mögen: so konnte er nun unbedenklicher die ihm von Gerhard zugedachte Ehre annehmen, und auch Floriane war's nun wol zufrieden, in die Betbank zu treten, die von Ingelram gearbeitet worden war, und versprach gern, Domicillen, als Gerhards Frau, dort nicht von der Seite zu gehn. Seiner Braut aber, die ihm aus nichts ein Geheimniß machte, was in

ihrem Innern vorgegangen war, hatte Gerhard seines Herzens ganze Eitelkeit bekannt, ohne ihr etwas davon zu verhehlen, was er mit der Betbank thörigter und weltlicher Weise im Sinn gehabt; und Domicilla konnte nun auf das alles hinlächeln im Frieden. Wie nun Floriane mit ihrem lieben Vater sich umwendete, leise davonzugehn, daß Ingelram sie nicht bemerken möchte, sahen Gerhard und Domicilla einander an und das bedeutete wie ihnen Ingelram und Floriane erschienen, als machten sie Ein lieblich Kirchenbild aus, wie man oft zwei zusammen gehörende Flüglein sieht vor einem Schreine, der das Bild der süßesten Liebe bewahrt. Meister Florentin aber verstand die Zweie wohl, und dachte bei sich: das ist wieder einmal solch' ein so recht geschenktes Bild, eine hingemalte Gottesliebe! Und wie er sein Töchterlein Floriane ansah, war ihm nicht anders, als möcht' er sie bei der Hand nehmen und neben Ingelram hinknieen heißen in dem sonnengoldnen Betstuhl, und als habe sie auch kein anderes Begehren mehr, als dort neben ihm, Li=

lie, bei Lilie, an des Gitters kindlichem Blumengeheimniß, zu blühn.

10.

Gerhard fühlte sich nun so glücklich, und wenn er daran gedachte, daß Ingelram unstreitig schon damals Florianen still geliebt, als er ihm die Arbeit aufgetragen, und Ingelram so freudig hingebend, dieselbe gleich mit Liebe umfaßt habe, die ihm doch seines Liebsten Verlust anzudeuten geschienen; da war er ungeduldig, ihn auch, und zwar durch diese schöne demüthige Liebe, beglückt zu sehn, und ging zu ihm hin und suchte sich zutraulich in seines Herzens Geheimniß hineinzudrängen, indem er Ingelram seine eigene Liebesgeschichte mittheilte. Bergt es doch nicht länger, Ingelram, was ihr so treu im Innersten heget, sprach Gerhard; lasset dies süße Licht leuchten vor den Leuten! Da leuchtete es wahrhaft wie ein süßes Licht über Ingelrams Antlitz weg, er erwiederte aber: wie könnte ich doch verlangen, daß meiner kleinen Wohnung jene liebe Sonne immer scheinen sollte? sie hat ihr einen Stral

gelassen, den bewahr' ich treu, und das ist genug. — Wie seyd ihr doch so verzagt, rief Gerhard. Traut doch eurer süßen Sonne immerhin! Sie lächelt sehr hold, wenn von euch die Rede ist, und als sie neulich scherzend gefragt ward von Domicilla, ob sie denn gar nicht ein Bräutlein werden möge, da erwiederte sie, ja wol, in einer Klosterzelle! Nun, sprach Meister Florentin, derer sind mancherlei, und jedes andächtigen Künstlers Wohnung ist auch eine Klosterzelle, und sieht ganz lieblich darin aus. Darob erröthete Floriane, blickte aber dazu ganz holdselig vor sich nieder, vor ihr stand der schöne Becher, es lag auch eine Perlenarbeit vor ihr, die hat sie im Kloster erlernt, und sie lächelte gerade so darauf, wie ihr auf eure Arbeit geschaut habt, Meister Ingelram! Wie sollte sie auch nicht; Meister Florentin hat ihr geheißen, euch etwas zur Gegengabe arbeiten mit ihrer Hand, und Floriane ist ein gehorsames Nönnchen in ihrer blumenduftigen Zelle. O wenn ihr einmal in diese Zelle hineinblicken solltet, Ingelram, da würde euch wohl zu Muthe werden, wie Florianen war in

eurem Kinderkirchlein hier aus freundlichem Schnitzwerk, mit dem ewigen Frühling von Engeln, Vöglein und Blumen auf tausend und aber tausend zarten zierlichen Ranken, die alle ihre Lebenswurzel haben in eurem treulichen Fleiß. — Was spracht ihr doch alles da, rief Ingelram; ihr könnt's nicht verantworten, Herr Gerhard! Ingelram, entgegnete Gerhard, ich denke, wenn die Blumen sich hervorwagen werden, zum Frühjahr, wird euren Lippen auch entblühn, was ihr im Herzen bergt! Da sah ihn Ingelram treuherzig an und sagte, es ist wahr, Frühling macht das Herz immer etwas übermüthig und wenn er kommt, muß man wol auf seiner Hut seyn, denn da strömt alles über!

Wie nun Gerhard auf solche Weise Ingelramen das schüchterne Bekenntniß entlockt hatte, und des kein Hehl haben mochte gegen Meister Florentin, sagte dieser: o ich kenne ihn ja; er wird nie zu sagen wissen, wie er liebt!

Wie sich aber die Primeln und Violen hervorwagten aus der Erde, und alles, eins im Duft, eins im Wohllaut, und Plaudern, sein

Frühlingswort mit drein gab in das schmeichelnde Liebkosen: da stand eines Morgens Ingelram selig schweigend vor Florianen da, in deren kleiner Zelle von des Frühlings Zartfarbigkeit durchleuchtet; und Meister Florentin sprach: Ingelram, sagt' ich euch, es könnte zu einem Bildlein Rath werden in jenem Schreine eurer lieben trauten Wohnung? Der liebe Gott aber hat den rechten Rath gewußt, und macht eur Herz zum Schreine des liebsten Bildchens, das er mir geschenkt. Da könnt ihr nun schon eur fleißig Schnitzwerk in dem Schreine laßen; habt ihr doch im treuen Herzen das Bild, das ich euch zudachte!

Und über das minnigliche Lächeln den sittigen Blick senkend, schritten Floriane und Ingelram ehrbar langsam aufeinander zu, und gaben sich unter des Vaters Augen, der hinter ihnen stand und seine Arme um sie breitete, die Hände, zu ihren beiden Seiten ruhten Gerhard und Domicilla in Herrlichkeit der hohen Gestalt und reichsbürgerlichen Tracht; und aus dem grünen Thürvorhang des kleinen Gemachs blickte Hilde-

gar hervor, wie ein Vögelein aus umrankendem, immerfrischem Epheu. Das Bild mit dem Jesuskind aber, das Floriane so lieb hatte, leuchtete ganz golden im fröhlichen Sonnenschein, der durch das schmale hohe Fensterlein stäubte, wie freundlicher Seegen und Herzensfrühling nieder, und das jungfräuliche Gemach durchzog ein stiller, inniger, himmelsüßer Veilchenduft.

O. H. Graf von Löben.

Osterlied.

Ein süßer Jüngling wandelt hold
In Himmels Heiligthumen,
Und pflückt sich aus dem Abendgold
Die allerschönsten Blumen.

Die streut er auf sein Grab herab,
Umhegt von weichen Moosen,
Die Erde nennet man sein Grab,
Die Blumen heißen Rosen.

„Wer mag denn nun der Jüngling seyn?"
Wie kannst du nur noch fragen?
„Ist es der Frühling wol?"— O nein,
Und doch wär' Ja zu sagen.

Er ist der Frühling unsrer Brust:
Wenn wir uns ihm ergeben,
Dann fühlen wir in uns die Lust
Von Blüth' und Sonne leben.

Er ist der Frühling auch der Welt,
Dem Winter warm entstiegen,
Er zeigt, wie jedes Blatt, das fällt
Neugrünend werde siegen.

Wenn du's im Sommer glühend meinst,
Und hegst ihm deine Blüthen,
Dann wird er für den Herbst dir einst
Die schönsten Frücht' behüten.

Wohlauf, mein Herz! du weißt und singst:
Der Herr ist auferstanden,
Von dem Erlösung du empfingst
Aus rauhen Winters Banden.

Der Jüngling, Frühling, Heiland hold
Läßt seinen Heiligthumen
Die Rosen aus dem Abendgold
Auch unserm Grab erblumen.

Ernst Frhr. v. d. Malsburg.

Lieder von J. G. S.

1.

Erneuung des Gnadenbundes.

Du wunderbare Liebe,
Die mich in eig'ner Macht,
Aus freiem seel'gem Triebe,
An's Licht hervorgebracht;

Und da ich ihr verleidet
Die süße Gotteslust,
Und mich nicht mehr geweidet
An ihrer Mutterbrust,

Von neuem mich mit Schmerzen
Geboren aus der Pein,
Und mich nun trägt im Herzen
Als heil'ges Kindelein;

Die alle meine Schulden
An sich gebüßet still,
Und noch sich läßt gedulden,
Ob ich es glauben will!

Wie hab' ich dir mein Leben
Gedankt in deinem Schooß?
Wie hab' ich dir gegeben
Mein Herz von Sünden los?

Wie hab' ich dir gelohnet
Die allerhöchste Treu?
Wie hat dein Schmerz gewohnet
In meiner Freud' und Reu?

Wie hab ich dir gedanket
Dein Leiden, o du Lamm,
Daß du für mich erkranket
Zum Tod am Kreuzesstamm?

Wie hab' ich dir vergolten?
Du Schöpfer aller Ding',
Daß du mich nicht gescholten,
Wenn ich auch seitwärts ging?

Untreu hab' ich geübet
In meines Herzens Grund,
Ich habe dich betrübet
So manchen Tag und Stund'.

Es nahmen fremde Reize
Mir Herz und Sinnen ein,
Und, Gott! vor deinem Kreuze
Da war ich kalt wie Stein.

Oft bin ich weggegangen
Vor Herzensbangigkeit,
Und ließ dich bittend hangen
In deinem Blut und Leid.

Doch hast du nicht gelassen
Von deiner Treu und Huld,
Und mich durch dein Erblassen
Gezogen aus der Schuld.

Du hast mein Uebertreten
Geheilet ganz und gar,
Und hast für mich gebeten
Auch da ich ferne war.

Ja du hast ausgelitten,
Womit ich dich gekränkt;
Dein Seufzen und dein Bitten
Hat mich dir neu geschenkt.

Auch meine Untreu alle
Hat dich im Tode nicht
Und mich im Sündenfalle
Behalten, o mein Licht!

Ja du bist auferwecket,
Mein ein'ges Recht und Gut,
All' Schuld ist zugedecket
Mit deinem theuren Blut.

Und kaum bist du erstanden,
So rufest du mir zu:
Ich bin für dich vorhanden,
Komm nur, mein Kind! auch du!

O Liebe! Liebe! Liebe!
Dein bin ich gänzlich nun!
O daß ich deine bliebe
Im Wandeln und im Ruhn.

Behüte, Herr, behüte
Dein sündig Kind allhie,
Und laß, o ew'ge Güte!
Mir selbst mich über nie.

O halte, Jesu! halte
Du selbst dein schwächstes Kind,
Daß es nicht Dir erkalte,
Wo's sich erst liebgewinnt.

Dein Lieben und dein Leiden
Um mich, Herr Jesu Christ,
Das muß und wird mich scheiden,
Von dem, was dein nicht ist;

Dein Schmerz und dein Genesen,
Du Menschensohn, um mich
Verbinden, Gott von Wesen,
Ja ewig mich und dich.

Dein Dulden und Erretten,
Lamm! und dein Stillesein,
Das muß an dich mich ketten
Und ziehn in dich hinein.

Das Blut des Lammes sieget,
So komm denn in mein Herz,
Bis es dir unterlieget
Durch deinen Todesschmerz.

Zerschmilz, reut' aus und beuge,
Was ich in mir noch bin,
Nimm, treuer Gnadenzeuge
Mich ganz und ewig hin.

2.

Von der Liebe zu Christo Jesu.

Wie so innig, unablässig
Ziehst du mich Herr Jesu Christ,
Feurig, stark, gelind und mäßig,
Mir um keine Schuld gehäßig,
Immer nach dir, wo du bist.

Ach dein Lieben und dein Seegen,
Bricht an allen Enden aus,
Streckt sich lockend mir entgegen,
Findet mich auf allen Wegen,
Führet mich in's Vater-Haus.

Da ich ging in Nacht und Kälte,
Folgte blödem Irrenschein,
Ich verdiente Schläg' und Schelte,
Ach wer war es da und stellte
Mit dem Kreuz sich bei mir ein?

Trug so schwer und so geduldig,
Bis das harte Herz mir brach,
Und ich fand und gab mich schuldig
Und er sah mich an so huldig:
Folge mir mein Kindlein nach!

Und so hat er mir entdecket,
Daß ihn meine Missethat,
Als ein Fluch an's Kreuz gestrecket,
Bis die Lieb' ihn aufgewecket
Und mein Leben funden hat!

Hast du mit mir ausgerungen!
Ja nun weiß ich deinen Schmerz!
Und nun bin ich ganz bezwungen,
Denn dein Blut hat mich durchdrungen,
Jesu! nimm mich an dein Herz.

Laß mich gleich an deiner Seite
Schlafen und begraben seyn;
Theurer Heiland! komm und breite
Deine Arme aus, und leite
Mich in deinen Himmel ein.

Ja mein Herr! wir haben Eile,
Bis wir seh'n dein ew'ges Haus;
Aber du gebietest: weile!
Ich will mit dir seyn und theile
Mich in dir noch weiter aus.

Schalte denn mit deinem Gute
Durch die Stärke deiner Macht,
Nur in Lieb' und Leidens-Muthe,
Eins mit deinem Leib' und Blute,
Bis zur ew'gen Hochzeitnacht!

Lieder von Aug. Gebauer. *)

I.

O wie viele, viele Jahre
Lag ich doch im Todesschlafe!
Endlich drang des Wächters Stimme
Mir in Ohr und Herz gewaltig,
Und ich schlug die Augen auf.

Aber um mich war es finster:
Denn des Glaubens und der Hoffnung
Und der Liebe goldne Sterne,
Waren allesamt verschwunden,
Und ich stand in tiefer Nacht.

*) Eine vollständige Sammlung der geistlichen Lieder dieses Verfassers erscheint im Laufe des Jahres unter dem Titel: „Blüthen religiösen Sinnes.“

Wächter, frug ich, wird der Morgen
Wol noch lange aus mir bleiben?
Und er stieß ins Horn, da merkt' ich,
Daß es um die vierte Stunde,
Daß es nah am Morgen sey.

Wie ich nun nach Osten schaute,
Sehnlich junges Licht erwartend,
Theilten plötzlich sich die Wolken,
Und am blaugewordnen Himmel
Sah ich froh den Morgenstern.

Sey gegrüßt in deiner Schöne,
Süßer Stern, des Lichtes Bote,
Und des hellen Tages Hoffnung,
Sey gegrüßt, und führe liebend
Mir die Sonne bald herauf.

Und es fingen hin und wieder
Rothe Wölkchen an zu leuchten,
Und der Wind, des Waldes Blätt—
Stärker, als zuvor, berührend,
Weckte tausend Kehlen auf.

O das war ein helles Singen
Und ein lieblich Morgenwerden!
Allenthalben that das Leben,
Wie es vor auch stumm gelegen,
Fröhlich nun die Augen auf.

Und ich stand, im eignen Herzen
Selber neues Leben spürend,
Mitten in der Lebensfülle,
Unverwandt nach Osten schauend,
Voll Erwartung stand ich da.

Endlich brach die helle Sonne
Aus dem weißen Thaugewölke,
Das am Horizont noch schwebte,
Und ich sank auf meine Kniee,
Betete aus Herzensgrund:

Daß die Wölkchen, so am Himmel
Hin und her zu sehn noch waren,
Sich um meine Sonne niemals,
Sie verhüllend, legen möchten!
Betete aus Herzensgrund.

Und seit jenem Tage lacht mir
Mild und lebensreich die Sonne;
Manchmal kommen wol noch Wölkchen,
Sie auf Stunden zu verhüllen;
Aber sie durchbricht sie bald.

Und so will ich hoffen, glauben,
Daß sie liebend aus dem Leben
Durch den Tod mich führen werde,
Bis sie, wo kein Wölkchen dräuet,
Mir in ew'ger Fülle lacht.

II.

O wenn man recht kann beten,
Da muß der Heiland bald
Zu unsrer Seele treten
In freundlicher Gestalt.

Dann fraget er so innig:
Was fehlt, was fehlet dir?
Dich zu erquicken bin ich
Mit Rath und Hülfe hier.

Nun klagt die Seele alle
Gebrechen, die sie hat,
Wie sie in ihrem Falle
Sich fühlt so krank und matt;

Wie alles sich vereinet
Zu tiefer Traurigkeit,
Und wie sie jammernd weinet
Um eine beßre Zeit.

Das rührt den Heiland herzlich,
Und er benimmt die Angst,
Und spricht: „Wonach du schmerzlich
Dich sehnest und verlangst,

In mir das neue Leben,
Thut sich dir freundlich kund:
Nun kannst du dich erheben
Neukräftig und gesund.“

Da richtet sich der Kranke
Von seinem Lager auf,
Und keine, keine Schranke
Hemmt fürder seinen Lauf.

Frei mag er sich bewegen,
Die Füße straucheln nicht;
Auf allen seinen Wegen
Umfängt ihn himmlisch Licht.

Und Jesum zum Begleiter
Geht nun die Wanderschaft
Von Tag zu Tage weiter
Voll innrer Lebenskraft.

III.

An de la Motte Fouqué.

Das ist das rechte Leben,
Wo's Beten gilt und Singen!
Da muß der Höchste geben
Gelingen und Vollbringen.

Und wär der Himmel dichter
Mit Wolken noch umzogen,
Und schienen keine Lichter
Uns freundlich mehr gewogen:

Was gilts, bald bricht die Sonne
Hervor mit ihrem Lichte,
Und küsset uns voll Wonne
Die Thränen vom Gesichte.

Dann sehen wir aufs neue,
Wie in den Wolkenbildern
Gott seine Lieb' und Treue
Uns gnädig wollte schildern.

Und aus der Prüfung Tiefen,
Worin wir weinend saßen,
Aengstlich um Hülfe riefen
Und unsre Noth ermaaßen;

Aus diesen Tiefen brechen
Des neuen Lebens Quellen,
Da müssen alle Schwächen
Sich sichtbar vor uns stellen.

Und von dem Sündentode
So kalt, so weh umfangen
Wächst nach dem Morgenrothe
In Christo das Verlangen.

Das Beten und das Singen
Geht brünstiger von Herzen,
Und unter hartem Ringen
Und großem Weh und Schmerzen

Wird nun das neue Leben
Zuletzt ans Licht geboren,
Vermehrt zurückgegeben,
Was wir vorher verloren,

So lass uns weihn das Leben
Durch Beten und durch Singen:
Da muss der Höchste geben
Gelingen und Vollbringen!

IV.

Gott! Du wirsts wohl machen!
Ich vertraue Dir!
Gnädig hilfst du mir!
Dir sind meine Sachen
All' anheimgestellt!

Gott! Du wirsts wohl machen!
Trost und Zuversicht,
Gnade, Kraft und Licht
Bist du gern dem Schwachen,
Warst du immer mir.

Gott! Du wirsts wohl machen!
Dir befehl' ich mich
Zeitlich, ewiglich!
So kann ich verlachen,
Was mir Unfall dräut.

Gott! Du wirsts wohl machen!
Einst in deinem Haus
Ruf' ich freudig aus,
Alle meine Sachen
Hast du wohl gemacht!

Heinrich von Valincourt.

Aus einer Geschichte des zwölften Jahrhunderts,

von

Louise Brachmann.

Nicht immer klar im Licht, doch reich an Kraft
und Gluth.

Mit Ehrfurcht verweilt doch ein tiefer fühlendes, zur Andacht gewandtes Gemüth an frommen Bildern jener Zeiten, wo vielleicht manche Aufopferung nicht richtig verstanden, wo aber doch die Andacht wahr und kraftvoll war, und sich in selbstvergessner, schöner Thätigkeit äußerte.

Oft was fremd dem eignen Leben
Zu erretten, groß und frei,
Sah man sich dem Tod ergeben
Göttlichschöne Schwärmerei. —

An einem heitern milden Abende, langten die Kreuzfahrer, die des vorigen Tages im Hafen von Joppen gelandet waren, auf einer schönen Ebene an. Es war ein kleiner Heerhaufe junger, thatenbegieriger Ritter, die der edle Gottfried von Mollai, ein alter Ritter vom Orden der Tempelherren, in Spanien und Frankreich gesammelt hatte, um sie dem Heer der Seinen zuzuführen, das auf den Fluren des gelobten Landes, mit wechselndem Glück, doch mit immergleichem Heldenmuth, gegen die Macht der Sarazenen kämpfte.

Die jungen Krieger, die zwar nicht das Schwerdt des Ordens führten, brannten alle von Muth und Eifer, ihr Schwerdt und ihren Arm im Dienrst des Himmels zu versuchen, da die Kla-

gen der unglücklichen Christen immer mahnender über das Meer gedrungen waren. Ritter Gottfried nahm zuerst seinen Weg nach Accon, der vorzüglichsten Ordensstadt der Tempelherrn, um seinen Obern zuvörderst Bericht von seinem Unternehmen abzustatten, indem er ihnen seine Krieger vorstellte und von ihnen weitere Befehle erwartete, wohin sie zu Ruhm, oder Tod ins Schlachtfeld eilen sollten.

Von Joppen aus hatte sich ein alter Minnesänger zu den Kriegern gesellt, der dort mit einem andern Schiffe angekommen war, und nun einen Theil des Landwegs in ihrer Gesellschaft zurücklegen wollte. Die Jünglinge erfreuten sich nicht allein an den schönen, erhebenden Tönen, die er zuweilen aus seiner Harfe rief, sondern auch schon an der hohen, Ehrfurcht erweckenden Gestalt, deren Ruhe und Heiterkeit sehr schön mit der Silberweiße des langen Bartes und der wenigen dünnen Locken zusammenstand, die sein frommes Gesicht beschatteten. Zwischen dem Ritter von Mollai aber und dem liederkundigen Greise knüpfte sich eine herzliche Vertraulichkeit,

ein wachsendes, zartes Wohlwollen an: denn wenn der Ritter Neigung für den ehrwürdigen Sänger empfand, so fühlte sich dieser nicht minder zu dem edeln Ritter gezogen, dessen ganzes Wesen den Ausdruck stillen Heldenmuthes und treuer, selbstvergessner Frömmigkeit trug.

Als sie auf der freundlichen Ebene angekommen waren, ließ Ritter Gottfried Rast halten, und da die Luft so mild und warm, die Gegend ringsumher so ruhig und feierlich war, so beschloß man daselbst zu übernachten. Schön! riefen Einige der jungen Ritter, der grüne Sammt dieses Rasens wird uns ein gutes Lager, der blaue, sterngestickte Himmel ein heitres Zeltdach seyn!

Während die Rosse nun fröhlich auf der schwellendgrünenden Aue weideten, versammelten die Ritter sich am Fuße eines Kreutzes zur Seite des Weges, das auf einer kleinen Erhöhung zur Andacht der vorüberziehenden Pilger errichtet war

Sie lagerten sich am Fuße des Kreutzes in einen Kreis, und, während sich ihre Augen an der Anmuth der Gegend weideten, die nach und nach im Nebel der Abenddämmerung zerfloß, er=

gossen sich ihre Herzen in Gesprächen, wie sie der Stille und Heiligkeit des Orts angemessen waren. „Ich weiß nicht, begann der alte Tempelherr, wie mir allemal zu Muthe wird, wenn ich aus andern Ländern wieder auf diesen heiligen Boden komme! mir ist, als wohnte hier die Vergangenheit mit ihren Schauern, als hätte sie allenthalben ihre Spur eingedrückt! Die Schatten treten, wie Geister, zu mir heran, und — ich kann mich nicht halten, es kommt mir manchmal vor, als wäre ich schon gestorben, und wandelte unter den Schatten der heiligen Märtyrer, die hier geendet haben. Die heilige Legende hat uns viele von jenen Beispielen himmlischer Tugend aufbewahrt, doch auch mir selbst ward einst in meinem Leben der Anblick eines solchen Wunders vergönnt. — Seht ihr dort unten jenes Thal und den Fluss, den eben der aufgehende Mond beleuchtet? Seht ihr ihn hin und wieder durch die Bäume blicken? Dort kämpften wir vor dreißig Jahren jene große Schlacht, von der ihr wohl gehört haben mögt, wo die Fahne des Kreutzes siegte und der halbe Mond auf lange Zeit in

seine Wüsteneien zurückgetrieben ward. Dort war es, wo mir die Glorie des Himmels auf wenig Augenblicke sichtbar ward! Wunderbar kommt mir alles wieder in den Sinn, wenn ich so hinblicke! — Ich will euch die Geschichte erzählen.

In mehreren Schlachten waren wir besiegt, und von den siegreichen Heiden, bis auf diese Ebene zurückgetrieben worden; hier ordneten wir uns zur letzten entscheidenden Schlacht, das Schicksal unsrer guten Sache hing vom Erfolg derselben ab. Wir wandten alle unsre Kräfte an; der Streit war lang und hartnäckig; allein der Feind war uns an Stärke überlegen; unser Feldherr war verwundet und schon begannen wir zu weichen, als sich auf einmal ein junger Ritter, von noch dunkelm Ruhme, Raimond von las Valas, ein Castilier von Geburt, aus den Reihen der übrigen riß, ein Kreutzpanier ergriff und uns mit lauter, fast übermenschlicher Stimme zurief: Wie? wollt ihr fliehen, Brüder, wo es die Sache des Kreutzes gilt? Floh Christus, als er für uns sterben sollte? Auf! folgt mir nach! Ein

Engel hat mir einst den Sieg verheißen! — Zugleich sah er uns mit einem so rührenden, herzbewegenden Blicke an, der uns allen bis in die Seele drang, und stürzte sich dann unaufhaltsam in die Reihe der Feinde; wir stürmten nach; wir sahn, wie er die Fahne hoch in seiner Rechten schwang, um unsern Muth noch zu entflammen. — Tausend feindliche Schwerdter waren auf den Kühnen gezuckt, und eins derselben traf bald den Arm, in welchem er die Fahne hielt; doch schnell ergriff er sie mit der Linken und drückte sie fest an sein Herz, und ohne auf die Wunde des abgehaunen Arms zu achten, aus der das Blut in Strömen über seine Rüstung quoll, drang er von neuem in die dickste Schaar. Vergebens strebten wir ihn zu erreichen, er ward umringt und bald sahn wir die Fahne sinken, und ihn mit ihr. — Eine verzweifelte Wuth bemächtigte sich nun unsrer; wir drangen auf die Feinde ein, um seinen Leichnam zu erkämpfen; ein heftiger Straus begann; aber die Nacht brach ein und trennte die Heere der Streitenden, bis auf den folgenden Tag. Mit gebrochnem Muthe zogen wir zurück,

der Tod des Jünglings hatte unsere Seele verwundet. Er hatte daheim große Güter, Aeltern, Geschwister und eine holde Braut verlassen und war seiner Liebe zu Jesu gefolgt. Man sagte unter dem Heere: ein Engel sey ihm einst im Traum erschienen und habe ihn gerufen.

Als kaum der Morgen erschien, zogen wir wieder auf die Haide, und ordneten unsre kleine Schaar: denn der größte Theil der Unsrigen war Tages vorher geblieben.

Es war noch Dämmerung; endlich stieg die Sonne herauf, und wir wurden nun in ihrem Strahle die furchtbare Ordnung der Feinde gewahr, die sich unabsehlich uns gegenüber erstreckte. — Seht ihr dort, wo im Felde die einsame Palme steht, dort standen wir, und rechts gegenüber die Heiden. — Ich kann nicht sagen, daß wir Hoffnung zum Siege hatten; wenn wir unser Heer und das der Feinde betrachteten, so fiel uns der Muth; doch hatten wir beschlossen zu sterben, wenn wir nicht siegen könnten. Wir trafen aufeinander und schon sahen wir unser nahes Schicksal vor uns, als sich plötzlich unsern

Augen ein hoher Krieger zeigte, in glänzender Rüstung auf schneeweißem Roß, der vor uns her in die Feinde drang. Wir erkannten die Rüstung, erkannten Raimonds himmelblauen Federbusch, und eine unaussprechliche Ueberraschung und Freudigkeit ergriff unsere Herzen. Seine Waffen strahlten von einem überirdischen Glanze, und in seiner Rechten schwang er, wie im Triumphe, ein leuchtendes Panier in die Luft. Die Heiden wichen zurück, überall, wohin er sich wandte; sie konnten den Glanz der himmlischen Erscheinung nicht ertragen. Das Feuer unsers verdoppelten Angriffs vermehrte die Schrecken des Himmels; sie wichen, und wir erlangten den herrlichsten Sieg. — Aber der lichte Reuter wurde von Stund an nicht mehr unter uns gesehen, er war zu seinem Vaterland zurückgekehrt, wo ihm nunmehr die Palme lohnt, die er hienieden durch sein Blut errang."

Den Jünglingen pochte das Herz beim Anhören der wunderbaren Geschichte; viele unter ihnen fühlten eine Ahnung jenes Feuers, das den heldenmüthigen Raimond zum Tode riß, doch

keiner vermochte zu sprechen; eine stumme Rührung war der Dank, den sie ihrem edlen Führer gaben.

Nur der alte Minnesänger nahm das Wort. Herr Ritter, sprach er, ihr habt uns da eine wunderherrliche Geschichte vorgetragen. Ja wohl hat jener heldenmüthige Jüngling die Palme verdient, aber ihm ward auch das seeligste Loos; ihm wurde eine Ahndung von der unermesslichen Liebe, die wir andern gar nicht zu fassen vermögen. Ist nicht die Liebe, die wir an ihm bewundern nur Ausfluss jenes unendlichen Meeres, das alle Wesen in sich aufnimmt? Er hat nichts Eigenes hingegebrn, sein aufgeopfertes Blut hat sich nur wieder mit seiner Quelle vereinigt, mit jenem Blute, das auf Golgatha vergossen ward.

O ihr habt Recht! erwiederte der Ritter, wenn wir dahin blicken, so sollte uns kein Opfer zu groß vorkommen, so sollten wir kein eigenes Leben haben!

Und dennoch, — können wir es fassen, sagte der Minnesänger ernst; wer ist, der sagen kann aus eigner Macht: Ich bin getreu! wenn

nicht ein Strahl des Himmels ihn entzündet? Zuweilen reißt uns wohl die Liebe auf Augenblicke hin, und wir wähnen uns erhoben; allein der Augenblick des Opfers kömmt, da erzittert die schwache Menschlichkeit und die Eigenliebe bebt zurück vor den Schrecken des Todes. Wo ist dann das Andenken desjenigen, der rein und schuldlos niederstieg von seinem Himmel, der seine selige Heimath verließ, um hier in tausend Qualen für unsre Schuld zu büßen?

Im Innern wisst ihr unsre Herzen zu ergreifen! sagte der Ritter; und diese feierliche Stille rings umher, und der Mond, der so bedeutsam auf uns niederblickt! Es ist, als ob wir alle Märtyrer werden sollten! Eine wunderbare Sehnsucht! — — O jetzt zu dieser Stunde gebt uns ein Lied! Ihr habt uns lange nichts gesungen; Musik ist die Zunge der Andacht. — Ein Lied zur guten Nacht!

Der Alte nahm schweigend seine Harfe vom Boden auf, stimmte sie zu einer ernsten Melodie, und sang dazu mit tiefer und gedämpfter Stimme:

In der Nacht des Todes ging der Herr
Gar traurig zum Oelberg hin;
Seine Jünger folgten hoffnungsleer
Und mit verzagtem Sinn.

Und er wandte sich nach der Jünger Zahl,
Und sprach mit mildem Ton:
Heunt Nacht noch werdet ihr allzumal
Verlassen des Menschen Sohn.

Und wenn dich auch alle verlassen, Herr,
Sprach Petrus, ich bleibe getreu!
In Ewigkeit lass ich dich nimmermehr!
Dir folg' ich, wohin es auch sey!

O du, sprach Christus, hüte dich!
Bevor die Nacht vergeht,
So wirst du dreimal verläugnen mich,
Eh zweimal der Hahn noch kräht.

Und soll ich auch sterben, o Herre mein,
Rief Petrns mit heiligem Muth,
So will ich im Tode noch treu dir seyn!
Dein bin ich mit Leib und mit Blut!

Und Christus sprach: Bleibt hier und wacht,
Ich bin betrübt, bis in den Tod.
Hinaus nun ging er in die Nacht,
Und rang den Kampf der Todesnoth.

Der stille Hain ihn ganz umgab
Mit seiner schweigenden Einsamkeit;
Die Schatten neigten sich tief herab,
Als wollten sie decken sein tiefes Leid.

Und unsre Sünden drückten ihn schwer;
Auf seine Knie er niedersank,
Und betete laut, und zagte sehr,
Und wund für Angst die Hände rang;

Und hob seine Stimme zum Vater sein:
Mein Vater, ists möglich, so geh
Der Kelch vorüber, doch nicht mein,
Dein heiliger Wille gescheh!

So litt, der in den Tod sich gab,
So litt er uns zu gut;
Sein Schweiß brach aus und rann herab,
Und ward wohl helles Blut.

Drauf ging er zu der Jünger-Schaar
Und fand sie entschlafen. Er sprach:
Ach, Simon! schläfst du? und kannst du nicht gar
Eine Stunde mit mir seyn wach?

Meine Stund' ist nah, gedenket mein!
Und als er gesprochen also,
Da drang schon die Schaar der Mörder herein,
Und das zagende Häuflein entfloh.

Und sie legten ihm an der Bande viel,
Und schleppten ihn fort in Hast;
Er aber blieb ruhig, und folgte still
In des Hohenpriesters Pallast.

Es hatten ihn alle verlassen, allein
Schlich Petrus ihm nach von fern,
Und folgte bis ins Haus hinein,
Wo sie hielten Gericht mit dem Herrn.

Und nahe zum Feuer sich setzen thät;
Da sah ihn ein Knecht und sprach:
Bist du auch mit dem Jesu von Nazareth?
Und folgst ihm hieher nach?

Er aber sprach: Ich kenn' ihn nicht!
Da krähte draussen der Hahn. —
Und die Priester hielten das Blutgericht,
Und klagten Christum an.

Der Heilige litt und kämpfte hart,
Bedeckt mit Schmach und Hohn;
Gemartert und verspottet ward
Der große Gottessohn.

Indessen zu Petrus trat hinzu
Ein Andrer, der sprach: Fürwahr!
Ein Galliläer bist auch du;
Deine Sprache verräth dich klar!

Und mehr noch der Knechte kamen herbei
Und wärmten sich alle beim Licht;
Er aber verläugnet' und sprach aufs neu:
Ich kenne des Menschen nicht!

Aber wieder ein Andrer war allda,
Der rufte laut: Ei, seht!
Der ists, den ich im Garten sah
Mit Jesu von Nazareth.

Und Petrus vermaaß sich und schwur darum:
Der Mensch geht mich nicht an! — —
Da wandte der Heiland sich traurig um; —
Und zum zweitenmal krähte der Hahn!

Der Sänger hatte kaum die letzten Worte geendigt, als Einer aus der Schaar der jungen Krieger mit Heftigkeit aufsprang und sich am Fuße des Kreutzes niederwarf. O mein Erlöser! rief er aus, indem er es mit beiden Armen umschlang, könnt ich Dich je verläugnen? O eher lass mich sterben! Ja lass mich sterben, und nimm mich auf zu dir, wie deinen Raimond.

Ein heftiger Strom von Thränen begleitete diese Worte. Die andern Ritter waren all durch den Anblick tief erschüttert. Komm an mein Herz, mein Sohn! sagte der alte Gottfried, und drückte den Jüngling mit Inbrunst an seine Brust, ich ahnde einen würdigen Streiter Christi in dir! Der den du anriefst, hat deinen Schwur gehört; er sieht auf uns herab. Bleib treu, mein lieber Sohn! — Vielleicht wird einst uns beiden der hohe Wunsch gewährt. — Vielleicht bald —

setzte er bewegter und leiser hinzu, — ich weiß nicht, ist es fromme Rührung, oder Andacht; allein ich kann mich selbst in diesem Augenblick der Thränen nicht enthalten.

Die heilige Nacht verfloss. Am andern Morgen setzten sie, nach einer kurzen, doch erquickenden Rast, den Weg nach Accon fort, und die Morgensonne beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die geheiligte Bahn. Als einmal Gottfried von Mollai und der Minnesänger von einer kleinen Anhöhe mit Wohlgefallen die Schaar der jungen, rüstigen Streiter übersahen, die in geringer Entfernung vor ihnen herzogen, da wandte sich der Sänger zu dem Ritter von Mollai und sagte herzlich: Ich habe Euch schon fragen wollen, edler Herr, ob Ihr mir nichts Näheres von diesem heldenmüthigen, begeisterten Jünglinge mitzutheilen wisst, dessen gestriges Emporlodern etwas beinah Ueberirdisches hatte, und dessen einnehmende Züge, so wie sein ganzes Wesen vom ersten Augenblick an meine innigste Theilnahme erregt haben? — Ich sah ihn dort mit einem andern Jünglinge, etwas abwärts dem Zuge, in

traulicher Gefährtschaft reiten; sie scheinen enge Freunde, ein schönes Heldenpaar! fast anzusehen, wie jenes himmlische Brüderpaar, die noch als Zwillingssterne unsre Nacht erleuchten.

Auch sind sie, erwiederte Ritter Gottfried, in der That so herzinnige Waffenbrüder, als Ihr meint; eine schwärmerische Freundschaft verbindet sie von frühster Kindheit miteinander. Heinrich von Valincourt ist der Name dessen, der Euren Antheil erregt hat, der Name seines Freundes, Enquerrand von Coucy. Ich kenne die Geschlechter Beider. Mehr als die Gleichheit des Alters und die Nachbarschaft ihrer väterlichen Burgen hat sie schon früh eine gleiche feurige Neigung zum Waffenstand, und ein gleicher Durst nach kühnen, erhabnen Thaten vereinigt; auch haben sie, als sie herangewachsen waren, in mehreren Schlachten des Vaterlandes, erst als Knappen, später als Ritter, mit gleicher Waffenehre gefochten, und sich vereint das Lob der Anführer, den Beifall ihrer Mitgefährten erworben. Allein so gleich sie auch an Tapferkeit und mancher schönen ritterlichen Tugend sind, so sehr sie sich selbst in

der äußern Schönheit gleichen mögen, so ungleich sind sie sich doch an Gemüthsart. Der schöne Enquerrand von Coucy, der dort zur Rechten, in dessen vollen, buntfarbigten Helmbusch die Morgenlüfte wühlen, ist nichts als Leben und Fröhlichkeit; und er, der Sohn, sehr reicher Eltern, der Erbe mächtiger Besitzungen scheint auch schon durch sein Loos zu Frohsinn und Genuß bestimmt. — Betrachtet dagegen die schlanke Engelsgestalt zu seiner Linken sich liebend zu ihm hinüberneigend! Ja, ein Krieger der himmlischen Heerschaaren hat mir Heinrich schon oft geschienen, wenn ich so betrachte, wie sein ganzes Wesen nur Hingebung und Liebe ist für Andre! wie er es selbst gar nicht zu wissen scheint, daß auch er so schön und holdselig gebildet ist. — Es ist als ob eine wehmüthige Sehnsucht nach etwas Ueberirdischem in seinen edeln Zügen läge, als ob die reinen Blicke nach einem höhern Ziele drängen als nach irdischen Freuden. Er gehört, wie Ihr aus seiner Tracht geschloßen haben werdet, bereits unserm Orden an, — der Einzige in der ganzen Schaar der sich zum geistlichen Ritter weiht. Er

hat sein Noviziat bei den Rittern von Barcelona gehalten, und wird jetzt in Accon das Kreutz und Schwerdt der Tempelherrn erhalten.

Und wohl mit voller Liebe, sagte der Minnesänger, hat dieser Euren edeln Stand gewählt? den man wohl mit Recht den Stand des Heldenmuths und aller christlichen Tugenden nennen könnte. — Freiwillig — versetzte der Ritter, indem er jene achtungsvollen Worte, durch einen bescheidenen dankbaren Blick erwiederte, — freiwillig und mit feuriger Begeisterung hat er ihn erwählt. — Ich selbst, setzte er ernst vor sich hinblickend hinzu, würde nie einen Jüngling zu Annahme unsres Standes bewegen, der auch wohl manche ernste Seiten hat, — und dessen Strenge nur durch recht innigen freiwilligen Beruf unfühlbar gemacht werden kann.

Die Beiden stießen nun wieder mit den Uebrigen zusammen, und der Zug ward in wechselnden Gesprächen fortgesetzt. Bis in die Gegend von Odessa hatte sie der ehrwürdige Sänger begleitet, aber hier nahte er sich dem Ritter Gottfried, bot ihm treuherzig die Hand, und sagte:

Bis hierher, edler Herr, war unser Weg derselbe, und ich wünschte wohl, ihn noch länger in Eurer Gemeinschaft machen zu können, die mir ihn so erleichterte und versüßte, allein ich muß mich von hieraus zur Rechten schlagen, denn ich gehe einen Jugendfreund anfzusuchen, der in dem Gebürge, wo die Quelle Phiala entspringt, als Einsiedler lebt. Um seinetwillen habe ich die Mühseligkeiten der weiten Reise unternommen, um seinetwillen verlaß ich jetzt auch Euch. — Gehabt Euch denn wohl, edler Ritter! gehabt Euch wohl auf Wiedersehn!

Auf Wiedersehn! erwiederte der edle Gottfried, und ist es hier nicht, so ist es dort! Dort hoff' ich wohl noch die Klänge Eurer Harfe zu vernehmen, wenn sie auch hier auf Erden für mich schweigt — Und auch Ihr, Herr Ritter, sagte der Sänger, indem er sich zu Heinrich wandte, der neben Gottfried hielt, und auch diesem seine Rechte bot, auch Ihr vergeßt nicht einen alten Freund! Lebt wohl, und laßt die Frucht bald reifen, die Ihr so herrlich in der Blüthe zeigt.

Heinrich war zu gerührt, um antworten zu können; er beugte sich schweigend über die Hand des Greises, die er an seine Brust und seine Lippen drückte. Der Sänger nahm nun auch von den Uebrigen Abschied, und wandte sich dann schnell um die Ecke eines Hügels, wo er den nachfolgenden Blicken der Ritter verschwand. Ernst und stiller setzten nun diese ihren Weg fort.

Das flüchtige Bild, das der Tempelherr von den beiden vertrauten Waffenfreunden entwarf, war vollkommen treu. Der muntre, lebenslustige Enquerrand blickte mit heitrer Zuversicht in die Welt, und wiegte sich gern in Träume eines Glücks, von welchen sein Freund, ob auch in denselben Jahren, noch keine Ahndung empfand. Heinrich, der Sohn eines unbegüterten Ritters, der, außer ihm, noch mehrere Söhne hatte, war wohl schon durch sein Loos dem Stande genähert, für den er sich bestimmt hatte; allein auch ohne alle Rücksicht darauf, war er die freiwillige, begeisterte Wahl seiner Seele; denn eine glühende hingebende Liebe für die Religion des Kreutzes, war schon von frühester Kindheit an die herrschende

Neigung in seinem tiefen Herzen. Ein sonderbarer, geheimnißvoller Drang schien ihn von dort an seinem Schicksal entgegen zu führen. Oft wenn er noch als Kind von den unmenschlichen Bedrückungen der Muselmänner sprechen hörte, und von den Wohlthaten, welche der edle Tempelorden über jene bedrängten Glaubensgenossen verbreite, flammte der Wunsch in ihm empor, einst als Jüngling in jenen Heldenorden einzutreten, um sein ganzes Leben der Rettung der Unglücklichen zu weihen. Er träumte dann wohl dunkel vom schönen Märtyrertod, vom Nahen zu dem Göttlichen, der, der Erhabenste der Märtyrer, schuldlos für seine Welt gestorben war. Mit Liebe und Bewunderung nährte sich so im Stillen Heinrichs inniges Herz. Oft riß er sich vom Kreise fröhlicher Gespielen los und wandelte einsam durch den düstern Eichenforst zu einer kleinen, unbesuchten Waldkapelle, wo er sich ungestört den heißen Ergießungen seiner Andacht überlassen konnte. Hier warf er sich zu kindlichem Gebet auf seine Knie, und konnte sich nicht satt sehen am schönen Bilde des Gekreuzigten, das

über dem Altare hing. Wenn dann zuweilen die Abendröthe durch die hohen buntgemalten Fenster brach, und mit einem wunderbaren bedeutungsvollen Lichte das Bild umfloß, so kam es ihm nicht selten vor, als richteten sich die brechenden Augen voll himmlischer Traurigkeit auf ihn, als zeige ihm der Göttliche sein Blut; ein unaussprechliches Sehnen erwachte dann in ihm, und er flehte mit heißer Inbrunst, daß ihn Gott doch dereinst würdigen möchte, sein Blut für den zu vergießen, der es für ihn vergossen habe! Dann dünkte es ihm zuweilen, als neige sich das heilige Haupt, und winke ihm Erhörung seiner Bitte zu. Befriedigt kehrte er dann zu seinen Enguerrand zurück, der über die verlohrnen Stunden mit ihm zürnte und seine Andacht übertrieben nannte.

Indessen trennte doch diese Ungleichheit der Neigungen keineswegs den frühgeschloßenen, heiligen Freundschaftsbund; der selbstvergeßne Heinrich hing mit schwärmerischer Treue an seinem stolzen Freunde, und hielt sich durch eine einzige feurige Umarmung Enguerrands für tausend kleine Aufopferungen reichlich belohnt. So blieben

sie auch in den Jünglingsjahren; und wie sie einst als Kinder die Freuden ihrer Spiele getheilt hatten, so theilten sie auch die Gefahren des Krieges und jede Waffenarbeit mit einander. Sie kämpften in den Schlachten ihres Vaterlandes mit gleicher Auszeichnung und immer einer an des Andern Seite. Unzertrennlich waren sie in jeder Gefahr; oft wenn Enquerrands stolze Kühnheit ihn zu hitzig der Uebermacht entgegen riß, schonte Heinrich nicht Blut noch Leben, ihn zu retten.

Auch das Verlangen bald einen Zug nach Palästina zu machen, theilte der thatenbegierige Enquerrand mit seinem Freunde, der nun der Erfüllung seines so lang und heißgenährten Wunsches, der Aufnahme in den Orden der Tempelherren, entgegen reifte. Bei den Rittern von Barcelona hatte Heinrich sein Noviziat abgelegt, und Enquerrand beschloß in seiner Gemeinschaft und unter Ritter Gottfrieds von Mollai Panier, den Zug in das gelobte Land zu machen. Nur die Begeistrung seines Freundes für den geistlichen Ritterstand, konnte der mächtige Freiherr

von Coucy, dereinstige Erbe so reicher Güter, nicht theilen, deren unabhängige Beherrschung er nicht gesonnen war, mit der Strenge eines harten gebundenen Standes zu vertauschen. Auch schienen ihm die reitzenden Blicke der Mädchen, die bei Turnieren oder Tänzen immer vorzüglich an seiner Schönheit hingen, von einer andern frohern Bestimmung zu sprechen, als jener weltentsagenden, und er wuste diese Sprache geübter zu deuten, als Heinrich, der einer tiefverschloßnen, herrlichen Rosenknospe glich, welche den reichen Schatz der Düfte, die reine Purpurgluth, noch still in ihrem Herzen birgt.

Aber nicht sich allein, auch seinen Freund suchte der Ritter von Coucy vor Gefahren zu schützen, die er für ihn in der Zukunft erblickte; suchte ihn mit aller Macht, die ihm die Freundschaft über Jenen gab, von einem Stande zurück zu halten, in welchem er, Gott weiß welch ein dunkles Verhängniß für ihn sah. Unzähligemal schon hatte er den Versuch gemacht, allein nur hier war die Gewalt, die seine Reden sonst über das Herz seines liebenden Heinrichs hatten, ver-

gebens gewesen. Noch als sie schon die Thürme von Accon majestätisch im Abendgolde vor sich glänzen sahen, als Heinrichs Blicke ihnen freudeglänzend entgegen flogen, doch Enquerrands Herz angstvoll laut von einer bangen Ahndung schlug, wagte er, der mit Heinrich zwar von gleichem Alter, doch klärer in Gefühl und Weltansichten war, noch einmal den Versuch, den Geliebten von dem letzten entscheidenden Schritte zurückzuhalten. — Noch einmal, rief er aus, noch einmal muß ich sprechen, eh es zu spät ist! Mein Bruder! o du, mehr mir noch als Bruder! warum, mein Heinrich, willst du die Worte deines Treuen nicht hören, warum dich selbst zu Fesseln verdammen, die, wenn der große Eid morgen von deinen Lippen geflohen ist, dich unauflöslich von den schönsten, erlaubtesten Freuden des Lebens scheiden? Kannst du nicht kämpfen, so wie wir, ohne den Rückweg in die Welt dir selbst schwärmerisch grausam zu verschließen? Und sollte denn noch keine leise Ahndung dir je von einem Glück gesprochen haben, das schon ein Vorgefühl des Himmels ist? und — dem du morgen auf im-

mer entsagen willst! — O, wenn du mich liebst, fiel Heinrich ihm ins Wort, so schweig von solchen Dingen, und störe mir die stillen Augenblicke nicht! Ist nicht das Werk in meinem Innern längst vollbracht? ist mein Gefühl nicht schon der Eid, das mich zum Opfer meiner sterblichen Kräfte für ein unsterbliches Ziel hinreißt? Die öffentliche Weihe, die ich morgen erhalten soll, ist nur die äussre, schöne Heiligung. Und sprich, was kann man sich Schöneres, Beglückteres denken, als sein ganzes Leben dem Dienste des Himmels, dem Wohl der unterdrückten Christenheit zu weihen? — Bedenke, wenn einst meine letzte Stunde kömmt, die Stunde, wo jede Freude der Erde den Sterbenden verläßt; wenn dann die Erinnerung meiner Thaten mir wie ein tröstender Engel zur Seite steht; die Erinnerung an so manchen unglücklichen Glaubensbruder, den mein Schwerdt von der Sklaverei des Muselmanns befreite; an so manchen Sterbenden, dem meine pflegende Hand das Lager der Schmerzen weicher machte, den meine Stimme Trost in seinen letzten Augenblicken gab; o, wenn ich mir

dann sagen darf, daß ich alle meine Kräfte, jeden Gedanken meiner Seele dazu anwandte, die Zahl meiner leidenden Brüder zu vermindern, und meines Herrn Willen zu vollziehn! — Ich kenne deine Ahndung nicht, und werde sie auch niemals kennen lernen! Denn eben, daß ich so viele Jahre durchlebt habe, ohne daß je der Gruß eines solchen Glückes mein Herz berührte, beweißt dies nicht, daß deine Sorgen ungegründet sind?

Ach Lieber! fing Enquerrand nach einer Weile wieder an, vielleicht kennst du dich selbst nicht so gut, als ich dich kenne! ach glaube mir, dein Herz ist sehr zärtlich! Mit welcher sehnsüchtigen Innigkeit wirfst du dich oft in meine Arme? Was spricht aus diesen schwärmerischen Augen? — Jetzt genüg' ich dir noch, aber es wird einst die Zeit kommen, wo deine Sehnsucht mehr verlangt, und dann ist es zu spät, dann können dich alle deine Heiligen nicht mehr retten!

Enquerrand! rief Heinrich mit einem Ernst, den sein Freund sonst nicht an ihm gewohnt war,

wenn du mich liebst, so sprich kein solches Wort mehr aus! Ich handle nicht nach eigner Willkühr! ich folge nur der Stimme, die in meinem Innern tönt! Ein Krieger meines Gottes will ich seyn, und keine andre Sehnsucht kenne ich, als nach ihm!

Die Ordensstadt, das thatenberühmte Accon, öffnete nun den Rittern ihre Thore. Mit einem heiligen Schauer zog Heinrich in diese Mauern ein, begrüßte er die hohen Ordenssäle und die erhabne, edle Heldenschaar, in deren Mitte er nun aufgenommen werden sollte. Die Ritter, als er am folgenden, zur Aufnahme bestimmten Tage vor ihre Versammlung trat, wunderten sich über das Feuer und über die ungestüme Sehnsucht, mit welcher er die Zuzählung zu ihrem Orden wünschte. Sie würden auf den ersten Anblick einem Jünglinge so nah am Mannesalter, diese gänzliche Hingebung, diese ganz kindliche Unbekanntschaft mit den Freuden der Welt, auf die er doch so großes Recht zu haben schien, nicht zugetraut haben, wenn nicht die Unschuld seiner

Augen, wenn der kleinste seiner Züge, unwiderlegbar davon gesprochen hätte.

Entzückt empfing er Kreuz und Ordensschwerdt aus den Händen des Großmeisters, nahm er den goldnen Ring, das himmlische Vermählungszeichen an; *) Und nie hat wohl ein Liebender am Traualtar den Eid der Treue froher ausgesprochen, nie ist ein Bräutigam dem Hochzeitfest froher entgegen gegangen, als er dem Fest der heiligen Schlachten.

Mit einer Art von stolzfreudiger Rührung schloß der Ritter von Mollai seinen jungen Freund an das Herz, und mehrere der Ritter fühlten sich in Achtung und Neigung zu ihm hingezogen. Der edle Gottfried war von seinen alten Freunden mit warmer Freude aufgenommen worden, und die Schaar der jungen rüstigen Krieger, die er dem Heer der Christen zuführte, mußte bei der damaligen Lage eine höchst willkommne Erscheinung seyn. Auch säumte der Orden nicht die

*) Die Tempelritter trugen einen goldnen Ring am Finger, als Ordenszeichen.

kostbare Feuer des jugendlichen Muthes zum Wohl der unterdrückten Christenheit anzuwenden. Das Herr rückte in die Gegenden des Libanon, um dem Herandringen des immer wachsenden Saladin zu widerstehen, und täglich fand sich nun Gelegenheit für die kriegerische Thatenlust zu üben. In manchem Treffen hatten die Klingen der beiden Freunde schon geblitzt, aus mancher leichten Wunde war schon ihr Blut geflossen, aber jetzt rückte die zusammengedrängte Kraft der beiden kriegenden Mächte zu einem furchtbaren Entscheidungstreffen an.

Die Heere waren einander ziemlich gleich, denn was auf einer Seite die Muselmänner an Anzahl überlegen waren, das ersetzte auf der andern die beßre Anordnung und die größere Waffengeübtheit der Christen. Vom Morgen an bis gegen Mittag brannte der Streit, wo endlich die Sarazenen zu weichen begannen, und weiter nach ihren Grenzen zu, entflohen. Die Christen verfolgten die Flüchtigen mit mehr Muth als Ueberlegung mehrere Stunden weit. In einem abgelegnen Thale setzten sich die Letztern wieder und

ein neues, hartnäckiges Gefecht begann. Zwar wurden die Christen nicht besiegt, allein sie waren doch durch die Angriffe der Feinde so auf fremden Boden zerstreut und beschäftigt worden, daß es ihnen unmöglich war zum Felde des ersten Treffens zurückzukehren, wo sie viele ihrer Brüder todt und verwundet verlaßen hatten.

Unter den Letztern befand sich auch Ritter Heinrich, dessen heißer Wunsch, sein Blut im Dienste des Erlösers fließen zu sehen, heute im vollen Maaße erfüllt worden war; er lag in brennender Wundenquaal, allein in seiner Seele war es heiter und man hätte auf ihn sehr wohl die Stelle anwenden können:

Ich bin allein am öden Ziele,
Die Sterne schauern bleich herab,
Der Nachtgefärthen hab' ich viele,
Doch alle schweigen wie das Grab.

Ich bin allein! doch mich umschweben
Die Geister tiefer Seelenruh;
Ich gab es freudig hin, mein Leben,
So winkt auch freud'ger Trost mir zu.

Und wenn die Brüder morgen kehren
Zur Stäte, wo mein Leichnam ruht,
Dann sagt vielleicht manch Aug' voll Zähren,
In treuer Unschuld floß dies Blut.

Alle seine Freunde waren heute fern ihm beizustehen; Gottfried hatte weit von ihm auf einem andern Flügel gekämpft; auch Enquerrand, durch die Ordnung der Schlacht gebunden, konnte diesmal seinem Freunde nicht so nah als gewöhnlich seyn. Er ward ihn, als er sich einmal nach ihm umsah, mitten unter einem Haufen Ungläubiger gewahr, er sah, wie er verwundet nur noch mit schwachen Kräften den tödtlichen Streichen widerstand; — er sah es und eilte vereinigt mit Gaspard, den treuen Waffenträger Heinrichs, ihn zu befreien. Allein noch hatten sie ihn nicht erreicht, als sie ihn über und über blutend, und wie sie meinten, todt vom Pferde stürzen sahen.

Der Schmerz, der, wie man sagt, auf dem Schlachtfelde Wuth wird, trieb die Beiden unaufhaltsam in die Feinde hinein, die den Gefallenen umringten; sie wollten, da sie ihn nicht

mehr retten konnten, wenigstens den Tod des gefallnen Helden rächen und seinen Leichnam erbeuten; es würde ihnen auch sicher gelungen seyn, wenn nicht in eben dem Augenblicke, da ihre Gegner anfingen zu wanken, auch das ganze Heer der Feinde in Verwirrung und Flucht gerathen wäre, und das Getümmel des siegenden Heeres, das die Flüchtigen verfolgte, auch sie ergriffen und mit fortgerissen hätte. Theils von dem Drange der Andern, theils auch von eigner Erbitterung fortgerissen, ließen sie nicht eher von Verfolgung der Feinde ab, bis ihnen jene, durch die erwähnten Umstände, jede Rückkehr unmöglich machten.

Heinrich lag unterdeß verlassen auf dem öden Schlachtfelde; die Sonne ging unter; die Sterne zogen still herauf; auch seine heißbrennenden Schmerzen wurden stiller, denn der übermäßige Blutverlust zog endlich die mildernden Nebel der Ohnmacht um seinen Geist; es zerfloß alles dämmernd vor seinen Augen, er meinte zu verscheiden, und noch eh er in die umnachtende Betäubung sank, nahm sein Gedanke, gleichsam als

noch mit letzter Anstrengung, den Flug zum Himmel; dann ward es Nacht um ihn; allein ihm war, als höre er wie in ahnenden Traum, von Engelstimmen die nachfolgenden Worte gesungen, die er in seinem Leben noch einmal in bedeutungsvoller Stunde hören sollte:

Hienieden blüht auf Lenzesflur
Für unsrer Sehnsucht Kuß,
Die zarte, bleiche Lilje nur,
Und beut uns milden Gruß.

Und füllt mit Ruh die arme Brust,
Mit Ahndung unser Herz;
Mit Ahndung von des Himmels Lust;
Wo ist des Kampfes Schmerz?

Der Himmel zieht das Herz hinan
Das ihm sich eigen gab,
Ein Strahl auf unsre Pilgerbahn
Fällt aus der Höh herab.

Herab aus jenem Lichtgefild
Wo alle Schatten fliehn,
Wo neu der Born des Lebens quillt
Und schön're Sonnen glühn.

Hinauf, hinauf den Blick gewandt!
Hier ist die Prüfungszeit,
Der Thränen und der Sehnsucht Land, —
Heil dem, der siegt im Streit!!

(Die Fortsetzung folgt.)

Glaubensansichten.

Emma an Adelheid.

Viele Monate sind verflossen, meine einzige, geliebte Freundin, seit ich in gänzlicher Abgeschiedenheit von dir lebte; vielleicht lebt das Andenken an mich nur noch in deiner Seele, wie die Erinnerung an einen freundlichen Morgentraum und du wähnst meine Liebe, meine Freundschaft verschwunden, wie die leichten, luftigen Gebilde des Schlummers. Aber ich dachte deiner, meine Adelheid, stets so innig, wie in jenen schönen Tagen, wo wir vereint durch das Leben tändelten und es uns so freundlich, so rosig erschien — Adelheid, noch erweicht sich mein Herz, wenn ich jener Zeit gedenke und eine heiße Sehnsucht, ein

inniges Verlangen nach der längst entschwundenen, bewegt mich süß und schmerzlich. Doch ich wollte dir ja ruhig und besonnen schreiben und da darf ich mich nicht zu sehr den Erinnerungen überlassen, die sich mir so leicht aufdrängen.

Du weißt es, meine Freundin, welch ein Schreckensruf mich aus dem Kreise riß, in dem ich mit dir erzogen wurde und in dessen Umschirmung nur Heiterkeit und Frohsinn mich beseelte; du warst Zeugin von meiner Angst, von meinem Schmerz — du weißt es, daß ich nur in das elterliche Haus zurückkam, um von meiner herrlichen Mutter die letzten Segensworte zu hören und von ihren bleichen Lippen den letzten Hauch des Lebens zu küssen. — Liebe Adelheit, es war ein entsetzlicher Schmerz der an ihrem Grabe durch meine Seele schnitt und ich begreife noch kaum, daß er nicht mein Leben endigte. Vater und Mutter mir so plötzlich, so unerwartet entrissen, ich einsam, verlassen, ach gräßlich verlassen! Nie habe ich es gewagt genauer noch dem Schicksal meines Vaters zu forschen und zu erfragen, welche Todesart er erlitt. Finstre Hin-

deutungen, dunkle Worte, schauerliche Ahnungen derselben reichten schon hin, das Blut in meinen Adern erstarren zu machen und mit gränzenloser Scheu bangte ich vor jeder nähern Aufklärung. Was ich sah, was ich hörte, reichte hin, mich zu zerschmettern und das 16jährige Mädchen erlag unter der Last auf sie gehäufter Leiden. Ich fand bei meiner Ankunft schon alles in dem schönen Hause meiner Eltern versiegelt und mußte nun öffentlich alles verkaufen sehen, was ich nur als ihr Eigenthum gekannt hatte. Mit großer Härte schlug man mir den Besitz einiger Kleinigkeiten ab, um die ich mit Thränen flehte, weil ich fühlte, daß sie nur für mich Werth haben konnten. Das Bild meiner verklärten Mutter war das einzige, was ich rettete. Mein Schmerz war zu einer starren Bewußtlosigkeit geworden, als der Schwager meiner Mutter, der Pastor Raimar, zu mir eintrat und mich freundlich aufforderte mich reisefertig zu machen, um ihn zu seiner Frau, meiner Tante, zu begleiten. Heißweinend warf ich mich in seine Arme und seine Liebe, seine Milde gaben mir die Fähigkeit zurück, Thränen

vergießen zu können. Schnell waren die geringen mir gebliebenen Habseeligkeiten eingepackt und wir verließen meine Geburtsstadt. Der unbequeme Wagen, die abscheulichen Wege, das schlechte Wetter, nichts machte Eindruck auf mich; ich fühlte nur die Erleichterung einen Ort verlassen zu haben, wo alles mir meinen grausamen Verlust fühlbar machte. Nach Verlauf einiger Tage kamen wir gegen Abend in dem kleinen Dörfchen an, wo mein Onkel wohnte; das Haus war klein, aber es sah reinlich und freundlich aus und meine Tante, die ich seit meinem 5ten Jahr nicht gesehen hatte, sah meiner lieben seeligen Mutter so ähnlich, daß meine ganze Seele namenlos durch ihren Anblick bewegt wurde. Sie empfing die verarmte und verwaisete Nichte mit Thränen der Liebe und des Schmerzes. Von ihr geführt, trat ich in das kleine, enge, niedrige Wohnzimmer mit den dürftigen weißen Kalkwänden; aber in mir war es noch zu stürmisch, als daß irgend etwas Aeußres mir hätte auffallen können. Die Reise und das viele Weinen hatte mich ermüdet und ermattet und meine Tante wieß mir bald mein

Schlafkämmerchen an. Ach, liebe Adelheid, gewiß ich hätte am andern Morgen, nach der ersten sanften Nacht die mir wieder wurde, Gott mit ganzer Seele danken sollen, daß er mir so liebe, treue Verwandten und bei ihnen einen ruhigen Aufenthalt geschenkt hatte; aber meine Augen fielen auf meine neuen Umgebungen und mit unendlicher Schwere legte sich nun zum Erstenmal der Gedanke auf mein Herz, daß ich alles äußre Glück ganz verloren hatte. Ich war, wie du, im Ueberfluß erzogen; schöne, zierlich geschmückte Zimmer, eine aufwartsame Bedienung, geschmackvolle Kleidung, an alles dieses war ich von frühester Kindheit an so gewöhnt, daß es mir nie eingefallen war, zu denken, es könne anders seyn, oder auch einmal anders werden. Wie ärmlich sah nun aber dagegen alles in der Wohnung meines Oheims aus. Trotz der großen Reinlichkeit, die dieser Aermlichkeit einen Anstrich ländlicher Zierlichkeit gab, erschien es mir doch als Unmöglichkeit, mich je in dieser Umgebung heiter und froh fühlen zu können. Ich kleidete mich an und ging nach dem Wohnzimmer, es

war leer; ich fragte nach meiner Tante, sie war im Kuhstall. Es fiel mir nicht ein sie dort aufzusuchen und so mußte ich lange warten, ehe sie kam. Du hast lange geschlafen, sagte sie mir freundlich, und das hat dich wohl recht erquickt? Jeder Zug ihres Gesichts, der Ton, der Ausdruck ihrer Stimme riefen mir meine Mutter zurück und mein Herz wallte auf in inniger Liebe zu ihr; allein meine Mutter hatte ich nie anders als mit vornehmer Zierlichkeit gekleidet gesehen und meine Tante trug einen Anzug von selbstgewebtem Zeuge, mit einer weiß leinenen Schürze, der ihr in meinen Augen etwas Fremdartiges gab, welches mich störte, in ihr meine Mutter wiederzufinden. Ich erfuhr jetzt, sie sey schon seit 5 Uhr auf und dies sey die gewöhnliche Stunde ihres Erwachens. Mein Gott, rief ich ganz erstaunt, was machen Sie denn schon so früh am Tage? Eine tüchtige Hausfrau, antwortete sie mir lächelnd, muß in meiner Lage allenthalben nachsehen und überall selbst mit Hand anlegen. Eine solche Thätigkeit giebt Gesundheit, frohen Muth und begründet das Glück der Ehe. Diese Aeuße-

rung war mir so neu, daß ich keinen lebendigen Sinn hinein zu legen vermochte und eben so wenig kann ich die Verkehrtheit beschreiben die mich viele Wochen lang immer niedergeschlagener und gegen die Liebe meiner Verwandten versteckter machte. Tausend Dinge, auf die ich, so lange sie mir zu Gebote standen, gar keinen Werth gelegt hatte, schienen mir nun zum Glück meines Lebens unentbehrlich. In meiner Lebensweise hing ich noch immer dem vornehmen Müßiggang nach, der bis zu diesem Zeitpunkt mein Leben ausgefüllt hatte; ich stickte, zeichnete, las, ging spatziren und fühlte es in mir immer hohler und hohler werden, da ich mich nicht zum Eingehn in meine neuen Verhältnisse zu erheben vermochte. Jetzt erhielt ich den ersten Brief von dir; er rief alle Bilder der Vergangenheit in mir wach und ich fühlte mich unglücklicher denn je. In dieser Stimmung schrieb ich dir eine Antwort voll der bittersten, fast verzweiflungsvollen Klagen über meine Lage und mein Schicksal. Eben hatte ich sie beendet als meine Tante zu mir eintrat; unwillkührlich verbarg ich meinen Brief und

mein heißes Erröthen weckte in mir zuerst das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen sie. Mütterlich schloß sie mich in ihre Arme. Du hast viel gelitten, Emma, sagte sie mir, allein denke daran, daß jedes Erdenleiden uns von Gott entweder zu unsrer Zucht oder zu unserer Prüfung zugesandt wird. Richte dich an dem Beispiel deiner vortrefflichen Mutter auf; sie war viel unglücklicher als du jetzt noch zu fassen vermagst, daß man es seyn kann, und doch lösete sich ihr jeder Zwiespalt des Lebens in dem Glauben auf, mit dem sie sich in Gehorsam und Liebe den Willen Gottes zur einzigen Richtschnur ihres Lebens und zum Ziel aller ihrer Wünsche erwählt hatte.

Sie verließ mich bei diesen Worten, die mir eine Reihe neuer Gedanken und Bilder zuführten. Meine Mutter also war bei allen ihrem Reichthum unglücklich gewesen! Ich blickte auf zu ihrem Bilde, und fühlte nun, warum ihr Lächeln so himmlisch rührend, ihr Ton so sanft war; ich verstand nun die wehmüthige Zärtlichkeit ihrer Liebe und den himmlisch frommen Blick ihres seelenvollen Auges. Ich glaubte zu fühlen, wie

sie mich umschwebte und in meinem Herzen zu mir sprach: wie, um den Verlust äußrer Güter trauerst du so tief, ohne dich noch befragt zu haben, welche Pflichten dir deine jetzigen Verhältnisse auflegen? Kein wahres Glück ist dir verloren, denn dieses ist in jeder Lage des Lebens eine Frucht der Zufriedenheit die dir Fleiß und Frömmigkeit sichern, wenn du sie übst. Vertraue auf Gott der die nie verläßt, die auf ihn hoffen. — Liebste Adelheid, es war, als ob in dieser unvergeßlichen Stunde ein neuer Sinn in mir erwacht sey. Ich erkannte plötzlich die ganze Schwäche meiner bisherigen Zaghaftigkeit, und Schaam und Reue ergriffen mich. Weinend sank ich auf meine Knie nieder und bat Gott mir gnädig zu seyn und meinem schwachen Herzen die Kaft zu schenken ihn treu im Herzen und vor Augen zu haben und das erkannte Gute und Rechte auch auszuüben. — Da kam ein stiller frommer Friede in meine Seele. Mehremale wollte ich dir schreiben; allein das Andenken der Vergangenheit erweichte mich dann zu sehr und ich beschloß es nicht eher zu thun, bis daß ich es ohne Störung

für meine Ruhe zu thun vermöge. Ich fieng nun an meiner Tante in ihren häuslichen Beschäftigungen zur Hand zu gehen; freilich schmerzten mich anfangs zuweilen meine, der Arbeit ungewohnten Hände; manches erschien mir langweilig und kleinlich und Thränen füllten noch mitunter mein Auge, wenn ich der Vergangenheit gedachte; aber ich fühlte auch, daß ich von Tag zu Tag kräftiger in mir selbst wurde und des Abends mit einer früher nie empfundenen Heiterkeit zu beten vermogte. In dieser Einsamkeit und Stille, in dieser friedlichen, ganz ungestörten Einförmigkeit lernte ich die Heiligkeit unsers Glaubens und seine Kraft über das schwache Menschenherz empfinden. Alles was mir früher davon gesagt worden war, bekam nun für mich die unerschütterliche Wahrheit des Selbsterlebten.

Erst ward ich ruhig, dann heiter und bald fühlte ich mich als Tochter einheimisch in den Herzen und in dem Hause meiner theuren Pflegeeltern, womit denn auch für mich im äußern Leben der Punkt gefunden war, der mir meine Pflichten deutete. Oft forschte ich nach dem Schick-

sal meiner Eltern. Frage nicht, mein Kind, sagte dann mein ehrwürdiger Pflegevater; begnüge dich für deinen Vater zu beten; er ist in der Hand Gottes, der allein gerecht der Menschen Thun und Herzen richtet. Von meiner Mutter erfuhr ich, sie habe einen Brief für mich hinterlassen, den ich aber erst an meinem 20sten Geburtstage erhalten solle. Um mir zu verbergen, was und wodurch sie litt, ließ sie mich so fern von ihrem Wohnort erziehen. Keine unzeitige Neugierde soll mich auch je verleiten, den Schleier, der für mich über ihrem Schicksal liegt, früher heben zu wollen, als sie es verordnet hat, daß er gehoben werden soll. — Ein Jahr war nun verflossen und mein Bewußtseyn sagte mir, daß ich dir schreiben dürfe, da erkrankte mein Oheim. Erlaß mir die Beschreibung der drei kummervollen Monde die nun folgten; an seinem Sterbebett habe ich erfahren, welche Macht der Liebe und dem Glauben über Tod und Leben gegeben sind. Sanft und still, wie die Sonne an einem milden Herbstabend, schied der edle Mann von uns hinweg; der Friede seiner Sterbestunde, unsre Thränen

und die Klagen seiner Gemeinde bezeugten, welch ein ächter Diener seines Herrn er hienieden gewesen war. — Tante und ich mußten nun das Wittwenhaus beziehen, was noch viel kleiner, so wie unsre ganze Lebensweise noch um vieles beschränkter ist, als vorher, aber Gottlob! es stört und trübt uns nicht. Das Gefühl, sich sein Brod selbst zu verdienen, giebt eine Selbstständigkeit, die für unsre Sittlichkeit unendlich viel bedeutender ist, als man gemeinhin glaubt. Ohne Scheu darf ich dir jetzt schreiben, meine Freundin. Ich bin zufrieden durch mich selbst und glücklich, weil meine theure Tante mich den Trost ihres einsamen Lebens nennt und ich mir die Hoffnung vergönnen darf, ihr nützlich zu seyn. Ich halte den Verlust meines Vermögens und der Ansprüche an das Leben, zu denen es mich reitzte, für kein Unglück mehr, seitdem Gott mir den Segen des Fleißes und die unaussprechliche Freudigkeit der Pflichtreue dafür gegeben hat, und mein jetziges Leben hat seine stillen Freuden, seine stillen Reize, die ich nicht wieder gegen jene frühere Lebensansicht und Lebenswürdigung um-

tauschen möchte. Doch genug für diesmal. Mein langer Brief wird dich wieder mit deiner Freundin bekannt machen, die nie aufhörte, deiner mit unaussprechlicher Liebe zu gedenken. Auch du, meine Adelheid, hast eine lange Lücke auszufüllen in deinem nächsten Briefe, den ich wie dich selbst begrüßen und empfangen werde.

Lebe wohl, Freundin meiner Seele, ich liebe dich unverändert, wie in den glücklichsten Tagen unsrer Vergangenheit.

Emma.

Zweiter Brief.

Adelheid an Emma.

So hat mich dann die Zuversicht zu der Treue deines Herzens nicht getäuscht, meine geliebte Emma, und still und liebend hast du das Andenken der Freundin deiner Kindheit unter allem Wechsel des Schicksals, allem Einfluß der Trennung bewahrt. Recht schmerzlich habe ich früher

dein Verstummen empfunden und meine Sehnsucht nach Kunde von dir ward mit jedem Monat lebendiger und wehmuthsvoller — doch ungetrübt blieb mir in dem Bewußtseyn der eigenen Treue die Ueberzeugung, dein Schweigen sey nicht Leichtsinn, nicht Vergessenheit und wie herrlich hast du diesen, meinen Glauben gerechtfertigt! Dein Brief stellt mir klarer und freundlicher denn je dein holdes Bild in der milden Würde des Siegs über ein hartes Schicksal dar; jung, schön, verweichlicht, an alle Zierlichkeit des Lebens, wie an ein einfaches, unumgänglich nothwendiges Bedürfniß gewöhnt, hast du den Umsturz deiner Hoffnungen, die Verdunkelung deiner Lebensaussichten, die Verzichtleistung auf alle Freuden der Welt, die diese der Jugendlust bietet, den Tod deiner Mutter, die dunkle Ungewißheit über das Schicksal deines Vaters, alles, alles dies hast du durch die Kraft des Glaubens besiegt und stehst im Frieden eines mit sich und seinem Schicksal einigen Gemüthes, freudig da. Emma, brauche ich es dir noch zu sagen, wie ich deinen Werth fühle und ihn in ehrender An-

erkennung deiner Seelenstärke liebe? Fühle es, Schwester meiner Seele, wie ich mehr denn je dein bin und laß uns nun für immer vereint bleiben, da wir es fester und schöner denn je, durch die uns auf sehr verschiedenen Wegen gewordene Anerkennung der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, geworden sind.

Ja, meine Emma, auch deine Adelheid ist nicht mehr das an eitlem Erdentand klebende und in irdischen Dünkel, versunkene Geschöpf, das sie früher war. Auch mir hat sich der Ernst des Lebens in der Heiligkeit des Glaubens offenbart und wenn gleich der Kampf in mir noch nicht ganz geschlichtet ist, wenn mich gleich in einzelnen Stunden die Freuden dieser Welt und die eitle Klügelei des Verstandes noch verlocken von dem Wege des Heils und ich es noch nicht ganz bis zur Ertödtung des alten Sinnes zu bringen vermag, so strebe ich doch des Heils der Wiedergeburt theilhaftig zu werden und hoffe um so eher, daß mir das Glück eines solchen neuen geistigen Lebens werden wird, da mich die Gnade Gottes mit einem Mann verbunden hat, der mir auf dem We-

ge zur Seeligkeit, Führer, Vorbild und Gewissensrath ist. Deiner Theilnahme und deinem Vertrauen bin ich eine Erzählung meines Schicksals schuldig, die dir zugleich zu einem Bilde meines innern Lebens und des Ganges meiner Ueberzeugungen werden wird.

Du kennst mich seit meiner Kindheit, theure Emma, du kennst die große Weichheit meines Herzens und die Liebebedürftigkeit desselben, die von meinen Eltern und Erziehern immer als Hang zur Schwärmerei gescholten, und dadurch, statt sie zu benutzen, mich von der Welt ab, dem Unsichtbaren zuzuwenden, ungeleitet in mein Inneres zurückgedrängt wurde. Ich war hübsch; in meiner Eltern Hause war ein sehr heitres, lustiges Leben, ich sah, daß ich gefiel und es war natürlich, daß ich mich dem Geist dieser Verhältnisse hingab und es nicht zu erkennen vermochte, wie diese irdischen Freuden nur dazu da sind, daß wir ihnen entsagen lernen und den Hang zu ihnen Gott opfern sollen. Was mich noch weltlicher und irdischer in meinem Seyn und Streben machte, war eine Jugendneigung zu dem Lieut-

nant Kettenburg. Sie hatte sich auf einem Ball angesponnen und entfaltete sich im Geräusch des geseeligen Lebens; kein Wunder daher, daß sie, nur dem Aeußerlichen angehörend, auch nur ein äußerliches Gefühl blieb. Kettenburg war ein hübscher, geistreicher Mann, aber ohne alle Tiefe des Charakters, ohne allen Ernst der Empfindung. Unsrer Verbindung standen Schwierigkeiten im Wege — den Schmerz dieser Hindernisse fühlte ich allein, er trug ihn leicht und nach 2 Jahren in denen ich maches um ihn gelitten und die Hand von zwei andern braven Männern ausgeschlagen hatte, schrieb er mir, die Vernunft fordere von uns, bei der Unsicherheit seiner Aussichten, die Lösung unsers Verhältnisses; er gebe mir mein Wort zurück und ich sey frei. Sein Leichtsinn erweckte zuerst in mir Ueberdruß an der Welt. Meine Liebe zu Kettenburg war die Seele aller meiner geselligen Freuden gewesen; was mich lange ergötzt und beschäftigt hatte, war nun mit einmal schaal und todt für mich. Ich lieh mich den Außendingen noch, ich tanzte, lachte, schwatzte noch wie sonst; aber tief

im Herzen trug ich einen stillen Schmerz und eine geheime Wehmuth, die diesem eitlen Leben seinen Farbenschmelz entstreiften und in mir die Ahnung eines andern, fester und edler begründeten Seyns weckten. In dieser Zeit hörte ich sehr oft eines jungen Kaufmanns erwähnen, der von einigen als ein tiefer Denker gepriesen, von andern als ein theosophischer Schwärmer verlacht wurde. Er war kürzlich als Schtiftsteller aufgetreten und das System, das er in seinem Werk aufgestellt hatte, war für die Theologen und Metaphisiker zum Zankapfel geworden. Allgemein ließ man seinem Scharfsinn und dem würdigen Ernst seiner Gesinnung Gerechtigkeit wiederfahren, allein du kennst die Erbitterung mit der in unsrer Zeit viele der sich aufgeklärt nennenden Vernunftgläubigen, den Glauben und die Zuversicht an eine unmittelbare göttliche Offenbarung anfeinden und kannst es dir also leicht denken, wie lächerlich man es fand, einen reichen, jungen, gebildeten Mann, mit Verläugnung aller Ansprüche, die er an die Welt und die Welt an ihn zu machen hatte, als Verfechter einer streng dog=

matischen Glaubenslehre auftreten zu sehen, und ihn die Ertödtung aller Neigungen, die Verachtung aller irdischen Lust predigen zu hören. Vor 20 — 30 Jahren kämpften die Theologen und die Neologen gewissermaßen nur um einzelne Punkte miteinander; jetzt scheint es aber im Geist unsrer Zeit zu liegen, daß sie sich gegenseitig in keiner Art mehr neben einander dulden wollen und können. Ich hörte viel hierüber reden und wenn ich mich gleich damals noch keinesweges für Renatus — so hieß der junge Mann — seine Lehre interessirte, so interessirte ich mich doch für den Mann selbst, der in seinem, ganz vorzugsweise nur den irdischen Erwerb beabsichtigenden Stande, ein solches Interesse für Gegenstände der Spekulation und des Glaubens zeigte, und mir darin eine ganz neue Erscheinung war. Renatus kamm zuweilen in das Haus einer meiner Freundinnen, bei der ich ihn unerwartet eines Morgens traf. Ich hatte den Abend vorher die Nachricht von Kettenburg seiner Verlobung mit einem sehr reichen Mädchen erhalten; alle Wunden meines Herzens bluteten wie neu aufgerissen, und

der trübe Ernst der auf meinem Gesicht lag und die schweigende Stille, in die ich versenkt war, zogen Renatus seine Aufmerksamkeit auf mich, die ich sonst wahrscheinlich von ihm unbeachtet geblieben seyn würde. Mir gefiel sein Ernst, der gerade zu Kettenburgs Beweglichkeit einen entschiedenen Gegensatz bildete; auch schmeichelte es mir, von einem so geistvollen Manne bemerkt zu werden, und ich hielt mich aus Dankbarkeit dafür verpflichtet, dem, was er mir sagte, meine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, welches mir um so leichter wurde, da ich ohne Ausnahme, nie Jemand so schön habe reden hören, wie Renatus redet. Wir sehen uns nun öfter; er suchte und fand Zutritt in dem Hause meiner Eltern, und bald ward es ihm ein eben so angelegentliches als liebes Geschäft, mich zu bekehren. Er machte mich mit einem kleinen Kreise erleuchteter Seelen bekannt, und in kurzer Zeit war mir mein ganzes voriges Leben verleidet; ich kam zur Erkenntniß, wie ich bis jetzt nicht Gott, sondern in strafwürdiger Verkehrtheit nur dem Götzen dieser Welt gedient hatte, und da die Empfänglichkeit

für den Glauben in unsrer Seele durch den Entschluß des Willens bedingt wird, sich ohne Zuthun der Vernunft willenlos der Belehrung hingeben zu wollen, so übergab ich auch, in völliger Verläugnung aller irdischen Bande, Seele und Gewissen, wie es von mir gefordert wurde, ganz der geistlichen Führung meines Freundes. Aber ich hatte hiebei einen schweren Kampf zu bestehen. Meine sonst so guten, frommen, rechtschaffenen Eltern mißbilligten durchaus meine neue Lebens- und Sinnesweise, die mich freilich den Gewohnheiten und der Weise des elterlichen Hauses entfremdete, und boten alles auf, mich von Renatus zu trennen, und dadurch von der Gemeinschaft unsrer kleinen auserwählten Gemeine loszureißen. Die Lebensweise meiner Eltern schloß nichts in sich, was man geradezu Sünde nennen konnte; allein sie stimmte in allem mit meinen Neigungen überein, und jede Neigung in uns ist der Befehl zu einem Opfer, das Gott von uns fordert, da ohne Selbstüberwindung und Verläugnung nichts Verdienstliches gedacht werden kann. Unsre Neigungen gehören ausschließlich dem

alten Menschen in uns an, und dieser ist durch den Sündenfall durch und durch verderbt und muß mit Macht getödtet und todt erhalten werden, wenn das große Geheimniß der Erlösung und der Wiedergeburt sich in uns vollenden soll. Eine solche Ertödtung schalt nun aber mein Vater unvernünftige Mönchszucht, meine Frömmigkeit Kopfhängerei, unsre geistlichen Uebungen Müssiggang, unsre Absondrung von den Weltmenschen Pharisäer-Dünkel. Ach, Emma, in jener Zeit habe ich viel gelitten, und oft war ich nahe daran der Versuchung zum Abfall zu unterliegen. Allein Gottes Gnade, das Gebet der Unsrigen und die Liebe zu Renatus stärkten meine wankende Seele und ich faßte Muth dem Heil meiner Seele Alles aufzuopfern. Je mehr man strebte mich abtrünnig machen zu wollen, je fester ergriff mich Renatus und je lieber ward ich ihm. Er überzeugte mich, daß in allen Glaubensangelegenheiten die Pflichten, die uns durch Verhältnisse zu andern Menschen aufgelegt sind, so wenig, wie die Vernunft eine Stimme haben dürfen. Die übersinnliche Welt des Glaubens kann

ja nur mit dem innern Auge der Erleuchtung durch den heiligen Geist erblickt werden, und der Ungläubige kann sich daher so wenig ein Urtheil über ihre Verhältnisse anmessen, wie der Blinde über die Farbe. So wenig wie nun aber der physisch Blinde behaupten darf, der Sehende, der die Farben zu erblicken versichre, sey ein Lügner oder ein Phantast, so wenig darf sich auch der geistig Blinde ein Urtheil über Gegenstände anmessen, die für ihn freilich so gut, wie gar nicht da sind, weil ihm das Organ fehlt, sie erkennen zu können. Alle Erdenweisheit, alles Einreden der Vernunft, der Erfahrung und der Philosophie ist nur eine Prüfung unsers Glaubens, und je unbegreiflicher und der Vernunft unauflöslicher die Geheimnisse desselben erscheinen, je mehr tragen sie gerade in dieser Unbegreiflichkeit die Bürgschaft ihrer Göttlichkeit in sich. Von der Wahrheit dieses Satzes überzeugte mich Renatus und gab mir dadurch den Muth meinen Eltern zu widerstehen. Schwäche war es, daß die Liebe mich hiebei unterstützen mußte, allein dem noch unsicher gehenden Kinde vergönnt man ja gerne die

Hand des leidenden Führers. Nach manchem Kampf, mancher schweren Prüfung, erhielten wir endlich die Einwilligung meiner Eltern zu unsrer Verbindung. Ach, Emma, es war keine freudige Einwilligung, und diese Ueberzeugung lastet noch in mancher einsamen Minute kummervoll auf meinem Herzen; doch beruhigt mich immer wieder die Ueberzeugung, daß ich meine Hand nie einem frömmern Mann hätte geben können, und ich daher des Beifalls Gottes gewiß seyn kann. Seit sechs Monaten bin ich nun verheirathet, und wenn gleich meine Lebensweise sehr von der abweicht, die ich mir in früheren Jahren als die mir am besten zusagende Form eines glücklichen Lebens dachte, so entschädigt mich doch die Liebe meines Mannes und die Gottseligkeit unsers Wandels für Alles, was hinter mir versunken ist. Wir leben sehr einsam, abgesondert von der Welt, von meiner Familie und meinen Jugendfreundinnen nur im Umgang mit einigen gleichgesinnten Seelen. Das Einzige, was uns stört und uns aus dem stillen Frieden eines beschaulichen Lebens, voll frommer Einkehr in sich selbst und Abge-

schiedenheit von weltlichen Dingen, zur Erde gewaltsam herabzieht, sind die Berufsgeschäfte meines Mannes. Er entzieht sich ihnen so viel als möglich und möchte sie gerne ganz aufgeben; allein bis jetzt erlauben ihm seine Verhältnisse dies noch nicht.

Hier, meine Emma, hast du nun einen flüchtigen Abriß meines Lebens; möge er dir das Bild der fernen Freundin lebhaft vergegenwärtigen und in dir den Wunsch wecken, mir recht bald wieder zu schreiben. Lebe wohl, theure Seele! der Himmel erhalte dir den Frieden deines Lebens und deines Herzens. Das Andenken an dich ist eine meiner besten Lebensfreuden und mit der innigsten Liebe sehe ich bald wieder einem Briefe von dir entgegen.

Adelheid.

Dritter Brief.

Emma an Adelheid.

Könnte ich dir, meine liebste, beste Adelheid; doch die Freude beschreiben, die mir durch deinen

Brief zu Theil geworden ist! Ich lachte und weinte und konnte vor lauter Verlangen zu erfahren, was du mir schriebst, lange nicht zum Lesen kommen, denn die Buchstaben tanzten vor meinen Augen herum. Als ich aber endlich zu lesen und zu verstehen vermochte, o wie entzückte mich da die Gewißheit, daß du mich noch liebst, daß ich noch mit zu deinem Leben gehöre, wie du zu dem meinigen! Laß es mich nur gestehen, daß ich anfänglich nichts anders als nur dies aus deinem Briefe herauszulesen vermochte. Endlich aber begriff ich auch, daß du verheirathet bist, wozu ich dir meinen innigsten Glückwunsch sende, doch strebte ich bis jetzt vergebens, mir von meiner Adelheid ein Bild als junge Frau zu entwerfen, da alles was du mir von deinem jetzigen Seyn und Thun schreibst, mir so fremd und unverständlich klingt, daß ich es nicht zu verstehen vermag. Laß dich dies nicht befremden, meine Freundin; du weißt, daß ich seit einigen Jahren in einer tiefen Einsamkeit und Abgeschiedenheit lebe, und da kann es ja leicht an die Tagesordnung gekommen seyn, Ideen und Wahrheiten

mit denen mein Herz und mein Geist befreundet sind, ein neues Wortkleid anzuziehen, in welchem sie mir fremd und unkennlich erscheinen. Auch ist mir alles Grübeln über Religion fremde. Vor Gott reinen Herzens zu seyn, allen Menschen wohlzuwollen und in kindlicher Demuth und heiterer Freudigkeit das zu thun, was er durch den Standpunkt auf den mich meine Verhältnisse stellen, mir als Pflicht angewiesen hat, ist alles wonach ich strebe. Du scheinst dir für dein Seyn und Leben jetzt noch ein andres, mir geheimnißvoll erscheinendes, Ideal sittlicher Vollkommenheit gebildet zu haben und auf eine neue Art fromm seyn zu wollen. Daß du aber dein früheres Leben als sündlich und verderbt schmähest, kann ich nicht billigen. Es ist wahr, du warst ehemals die Fröhlichste und Lebenslustigste von uns Allen, aber deine Fröhlichkeit war gewiß eben so schuldlos als sie anmuthig war und du warst dabei so sanft, so gut, so fromm, daß es mich oft rührte und ich nichts inniger wünschte, als dir zu gleichen. Gewiß, meine Adelheid, in deiner damaligen Fröhlichkeit und deinem Sinn

für Lebensfreude war nichts Sündliches — wir dachten uns ja immer reine Engel als Schutzgeister und unsichtbare Zeugen unsers Lebens und freueten uns ihrer Aufsicht und Gegenwart. Jetzt aber glaubst du alle Erdenfreuden Gott opfern und abgesondert von den Menschen, dich ihnen entfremden zu müssen? — Wohl weiß ich, daß wir Alles, was die Welt bietet, Alles was wir in ihr lieben, freudig und willig hingeben müssen, sobald irgend eine Pflicht uns Entsagung gebietet; aber sanfte Heiterkeit, schuldlosen Genuß der Lebensfreuden, habe ich immer für Blüthen der wahren Gottesverehrung gehalten und geglaubt, die Religion dulde keinen Trübsinn, keine finstre Ansicht des Schicksals, weil sie in Liebe und durch Liebe Alles leicht mache und mit Allem versöhne, da sie für jede Klage Trost, für jedes Räthsel eine beruhigende Antwort habe. Wer sich bis zu seinem Tode der Erde und ihrer Freuden unschuldig erfreuet hat, geht gewiß als ein liebes und frommes Kind zum Vater heim. Auch wurde ich, meine liebste Adelheid, im Lehrbegriff der protestantischen Kirche erzogen, nie, wie du es

gethan zu haben meinst, meine Seele und mein Gewissen willenlos der geistlichen Führung irgend eines Sterblichen überlassen. Prüfet Alles und das Beste behaltet, sagt die Schrift, und für eine solche Prüfung ward, noch meiner Ueberzeugung, der menschlichen Seele von Gott ein eigner Sinn anerschaffen, ein Instinkt der Wahrheit der uns die Gegenstände unsrer Sehnsucht weissagt. Adelheid, die Religion ist mir das Höchste und Heiligste meines Seyns wie meines Daseyns; sie ist mir Alles, die Seele, der Urquell, der Inbegriff und Zweck meines Seyns und Daseyns — sie ist mir aber auch bis zur vollkommensten Einheit die Vermittlerin zwischen dem innern und dem äußern Leben, da sie mir das Letztere zu einem Abdruck, einem Spiegelbild des Erstern heiligt. Dein Glaube hingegen scheint mir eine feindliche Spaltung beider nicht allein gut zu heißen, sondern selbst zu bezwecken, da dein Mann es, wie du mir schreibst, für heilsam und nützlich hält, sich seinen Berufsgeschäften soviel als möglich zu entziehen, ja, da er sie ganz aufzugeben wünscht. Erkläre mir dieß alles, geliebte Adel-

heid, und vorzüglich nenne mir die Quelle, aus der Ihr Eure Meinungen und Ansichten schöpft, da ich diese in der Bibel nicht aufzufinden vermag.

Du hast einen edlen und geliebten Mann geheirathet und ich freue mich herzlich dieses Glückes für dich, meine Adelheid, aber du hast ihn mit Mißbilligung deiner Eltern geheirathet, und scheinst es dir für ein christliches Verdienst, ein verdienstliches Opfer anzurechnen, daß du es gethan hast. — Adelheid, an welche Offenbarung von Gottes heiligem Willen darf der Mensch noch glauben, wenn er diese nicht mehr in dem Willen geliebter, würdiger Eltern anerkennt? — Ich weiß, daß dein Herz unfähig ist, in etwas zu willigen, was dir nicht als recht und pflichtmäßig erscheint, und darum eben bitte ich dich innigst mir alle diese Räthsel zu lösen. Belehre mich, wo ich irre und die Wahrheit nicht zu erkennen vermag. Auch wirst du begreifen, wie dunkel mir viele deiner Aeußerungen seyn müssen, da du, der ein frommer, geliebter und gelehrter

Mann zu Seite steht, mir doch noch nicht in voller Klarheit fest und sicher zu stehen scheinst.

Fast scheue ich mich nach so ernsten Dingen nun noch mit dir von meinem kleinen Leben zu sprechen, und doch kann ich dir nicht verschweigen, daß es seit einigen Wochen ganz besonders freundlich und lieblich geworden ist. Als ich dir meinen ersten Brief schrieb, erwartete hier Jung und Alt mit großer Neugierde den neuen Gutsherrn dieses Dörfchens, der früher nur als Knabe einigemal bei seinem Oheim, von dem er das Gut geerbt hat, zum Besuch hier gewesen war. Er kam an und wir hörten gleich in den ersten Tagen so viel Gutes von ihm, daß Tante und ich uns auch wohl darauf freuen mußten, ihn kennen zu lernen. Wir trafen ihn bald zufällig bei dem Prediger, dem wir einen Besuch machten und zu dem er auch kam. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, zum Erstenmal nach langer Zeit in ihm wieder einen Mann zu sehen, der mit angeborner Würde die feinste Weltbildung vereinigte. Herr von Steinfels — so heißt er — ist noch ein junger und wie mich dünkt,

sehr schöner Mann, von königlich hohem Wuchs, edlem Anstande und einem Gesicht, dessen dunkle Augen fast zu ernst blicken würden, wenn ihr Ausdruck nicht durch eine ganz eigene freundliche Anmuth, die vorzüglich im Sprechen seine Züge erhellt, gemildert würde. Er begrüßte uns Frauen höflich, knüpfte aber, ohne uns weiter zu beachten, gleich mit dem Prediger ein Gespräch an und es freuete mich zu hören, wie er sich in den Ton dieser Menschen zu stimmen und in die Einfachheit ihrer Denkart und Sinnesweise einzugehen verstand. Ich fühlte, es war nicht Glätte, sondern Güte, die ihm, ohne daß er selbst darum wußte, gleich das Benehmen eingab, was ihm hier Zutrauen und Liebe erwerben mußte. Die Pastorin, ein kleine, hübsche, freundliche Frau, der ich herzlich gut bin, lud mich ein, mit ihr nach ihrem Garten zu gehen, um die frisch aufgekeimten Erbsen zu sehen, da ein großer Wetteifer zwischen uns herrscht, die früheſten und schönsten Gemüse zu ziehen. Ich sah es nicht, aber ich fühlte es daß Herr von Steinfels sein Blick auf mich fiel, als ich aufstand um dieser Einla-

dung zu folgen. Er schlug dem Prediger vor uns zu begleiten und redete nun auch uns Frauen an. Ich war anfangs schüchtern uud einsilbig; doch verlor sich dieß bald und wir verplauderten den Nachmittag sehr angenehm. Als wir ngch Hause gingen, begleitete er uns, und bat beim Abschied meine Tante um die Erlaubniß, uns besuchen zu dürfen, die ihm, wie du wohl denken kannst, gerne gegeben wurde. Er kam auch schon am folgenden Tage und wir haben ihn seitdem fast täglich gesehen, theils bei uns, theils bei dem Prediger, theils auf unsern Spaziergängen. Dieser Umgang ist für mich eine edle Freude und es thut mir innig wohl, Steinfels über Gegenstände sprechen zu hören, die, indem sie mein Herz interessiren, zugleich meinen Verstand aufhellen und mich in meinen Ansichten des Lebens und meiner Würdigung desselben kräftigen und mich belehren. Er liest uns zuweilen vor, er bringt uns Bücher und seitdem er zufällig erfahren hat, daß ich Guitarre spiele und singe, auch neue Musikalien. Liebe Adelheid, du hast dergleichen nie entbehrt und kannst es dir

daher vielleicht nicht einmal denken, wie mich diese Güte rührt, und welchen ganz unaussprechlichen Genuß ich in diesen Freuden finde. — Mit Thränen danke ich oft Gott für die väterliche Liebe, mit der er mir diese Verschönerung meines Lebens gewährt und fühle, daß ich eins seiner dankbarsten, wie seiner glücklichsten Kinder bin.

Nimm meinen Brief freundlich auf, liebste Adelheid, und wenn dein Geist sich auch jetzt lieber mit ernstern und wichtigern Gegenständen beschäftigt, so nimmt doch gewiß dein Herz noch an Allem, was mich betrifft, zärtlichen Antheil und ohne diese Ueberzeugung deiner Theilnahme würden mir auch meine schönsten Freuden weniger schön seyn. Könnte ich doch statt dieses Briefes selbst zu dir hinfliegen und dir Alles erzählen, wovon mein Herz so voll ist! Könnte ich doch aus deinem Munde die Beantwortung aller der Fragen hören, welche die erste Hälfte meines Briefes enthält! Lebe wohl und erhalte mir deine Liebe. Mit Herz und Seele

Deine

Emma.

Vierter Brief.

Adelheid an Emma.

Nein, Emma, das ist kein Brief, den ich von dir erhalten habe, kein spottenartiger Abdruck deines Geistes, deines Herzens; das bist du selbst, du meine theure, meine innig geliebte Emma und mit einer mir unerklärlichen Wehmuth drücke ich das theure Blatt an meine Lippen, und tief in mein Herz drückt sich jedes Wort, jeder Zug ein, der dich, Freundin meiner Jugend, Schwester meiner Seele, mir so lebhaft vergegenwärtigt. Ach, du bist noch so ganz du selbst und mit einem leisen Schmerz, den ich, wie ein Uurecht strafen muß, fühle ich, daß ich nicht mehr die Adelheid bin, die du ehemals kanntest, ehemals liebtest. Ein trüber Schatten liegt auf meinem Leben und auf der Welt, die mich umgibt; in mir trage ich den heitern Frieden nicht mehr, der mich ehemals beglückte, ohne daß ich mich doch selbst in meinen Zweifeln, meiner Wehmuth, meinem bangen Verstummen klar zu verstehen vermag. Ich bin von der Wahrheit und der

Göttlichkeit der Glaubenslehren, die die Richtschnur meines Lebens sind, so fest, wie nur irgend von meinem Daseyn überzeugt; aber in ihrer Anwendung auf das Leben vermag ich nicht zur Klarheit zu kommen, und fühle mich dadurch bange und verworren. Diese Verworrenheit, dieser Zwiespalt wird mir nun als das Werk des Versuchers, als die Wirkung des bösen Princips, welches in und mit der Erbsünde Besitz von den Menschen genommen hat, geschildert, und alles Prüfen, mir wie eitler, irdischer Dünkel untersagt. Dagegen streubt sich nun etwas in mir, das ich nicht zu benennen weiß, das ich aber als ein mir angebornes vermittelndes geistiges Organ zwischen Glaube und Vernunft empfinde. Und bei diesem Zwiespalt in meinem Innern forderst du, reine, starke Seele, von mir Belehrung? O zeihe mich nicht des eitlen Dünkels, zu wähnen, diese könne dir von mir kommen! — Aber gern und willig spreche ich dir meine religiöse Ueberzeugung aus. Vieles wird mir selbst dadurch klarer werden, als es mir bisher, bei einsamen Grübeln, zu werden vermochte, und gewiß gibt es auch hienieden kei-

nen zuverläßigern Richter über himmlische und irdische Dinge, als ein so schuldloses und reines Herz, wie das deinige. Sagte er, der Göttliche, nicht selbst: wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr das Himmelreich nicht erwerben! — und was ist frommer als die Kindlichkeit einer unschuldigen Weiberseele, bei klar gebildetem Geiste?

Du weißt, meine Emma, wie bei dem Religionsunterricht den wir erhielten, die Versöhnungslehre und das Mittleramt Jesu gedeutet, und uns seine Erscheinung auf Erden, blos als eine moralische Anstalt zur reineren Gotteserkenntniß unter den Menschen, dargestellt wurde. Ich fühlte mich in jener Zeit auch nie eines Versöhners, oder eines Mittlers zwischen Gott und mir bedürftig; ich fühlte, daß ich Gott liebte; er war mir kein strafender, unerbittlicher Richter; ich empfand und dachte ihn mir nur als Vater; ich war eine Gottgläubige, aber keine Christin, da ich die Lehren von der Menschwerdung des Gottessohnes und von der Versöhnung mit Gott durch seinen Opfertod nur für eine, für die Kin-

derjahre des menschlichen Geschlechts bestimmte bildliche Einkleidung der reinen Vernunftreligion hielt. Die Lehre von der Dreieinigkeit kannte ich nur als Symbol, und obgleich Jahre lang von einem rechtschaffenen Prediger unterrichtet, hatte ich doch von den wichtigsten Wahrheiten unsrer Religion, von der Gnadenwahl und der Wiedergeburt, nie reden hören. Renatus war mir daher als Christ eine ganz neue Erscheinung, und es machte einen tiefen Eindruck auf mich, daß er, einer der scharfsinnigsten Denker unsers Zeitalters, die dogmatischen Lehren unsers Glaubens, die ich von den Gebildeten und den Denkern lange als für Unmündige bestimmt gewesene Sinnbilder, bei Seite gebracht glaubte, als das Erhabenste und Höchste pries, was der menschliche Geist im kühnsten Flug seines Denkens zu erahnen vermöge. Du weißt, wie Renatus mich lieb gewann und wie es ihm ein angelegentliches Geschäft wurde, mich von der Welt loszureißen und zum wahren, allein seligmachenden Glauben an Christus zu bekehren. Durch das Herz allein konnte nicht auf mich gewirkt werden; ich hatte

dazu zu viel gelesen, war mit Allem, was unsre Philosophen und Neologen gegen den evangelischen Lehrbegriff geschrieben haben, zu bekannt, als das dieser, bei unserm Geschlecht in der Regel so leicht gebahnte Weg der meinige werden konnte. Renatus schlug auch mit mir einen ganz andern Weg ein, er ging mit mir die Religionsgeschichte aller Völker durch und bewies mir, daß sowol bei den Chaldäern, Persern, Egyptern, Indiern, als auch bei den alten nordischen Völkern, allen religiösen Ideen und Gebräuchen, so wie allen ihren Mysterien, die Idee eines Falls des Menschen zum Grunde liegt, durch den die Möglichkeit des Bösen in ihm Wirklichkeit gewann, und zugleich die Hoffnung auf eine Wiederherstellung desselben in seinem ursprünglichen Zustand. Aus dieser Uebereinstimmung aller Religionen und Traditionen ging mir der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung Gottes an die Menschen, als durch Natur, Vernunft und Gewissen auf, und ich konnte nun der Bibel und ihren Verheißungen nicht ihre göttliche Autorität abläugnen. Zugleich fand ich schon die graueste Vorwelt mit

der Idee eines Mensch werdenden Gottes vertraut, der, als Mensch geboren, alle Schmerzen der menschlichen Beschränktheit erleiden mußte, nicht als Läuterung für sich, sondern als Läuterung der menschlichen Natur. Bei den Indiern ist dies der Schiwa-Dionichi, bei den Persern Mithras, bei den Nordländern Baldur u. s. w. Alle Mysterien der alten Welt waren nur bildliche Darstellungen dieser geheimnißvollen Lehre, und in ihnen allen wurde Entsöhnung durch Blut verkündigt. Woher nun unter so verschiedenen Himmelsstrichen, und unter so verschiedner Verhüllung diese prophetische Uebereinstimmung mit den geheimnißvollen Lehren unserer Offenbarung, wenn sie nicht aus einer gemeinschaftlichen Urquelle kommen? Wenn Geschichte und Wissenschaft auf diese Weise den Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung begründen, so bestätigt ihn die moralische Natur des Menschen nicht minder, indem wir tief in unserm Innern, wenn wir nur die Seufzer unserer Sehnsucht zu deuten vermögen, das Bedürfniß eines Versöhners unserer Sünden fühlen. Wir treten keineswegs als Gesunde in

dies Leben, sondern als solche, die hier erst genesen und sich aus einem krankhaften Zustand zu einem reineren Seyn wiederherstellen sollen. Aus eigener Macht vermag der Mensch dies nicht zu thun; Moral und Pflicht reichen hier nicht aus; die göttliche Kraft des Glaubens allein vermag dem Tod den Stachel, der Hölle den Sieg zu entreißen, und diese Kraft des Glaubens, diesen Geist der Wahrheit und des Lichtes, den Gott verheißen hat uns zum Beistand zu senden, können wir nur im Namen Jesu Christi erflehen und durch das göttliche Verdienst unsers Heilandes erhalten. Dies ist die unerschütterliche Grundwahrheit der christlichen Religion, der Pfeiler, worauf Christus seine Kirche gebaut hat, und der Inbegriff seiner Lehre. Wer das nicht anerkennt, und der göttlichen Gerechtigkeit ohne das Verdienst Jesu genugthun zu können glaubt, mag immerhin ein rechtschaffner Heide seyn, aber ein Christ ist er nicht. Da aber der Christ zugleich in jedem Sinne das höchste moralische Ideal ist, was sich nach dem Vorbilde Christi, der menschliche Geist zu bilden vermag, so ist es strafwür-

dige, ja gottlose Verblendung, wenn wir, als Mitglieder der christlichen Gemeine und auf den heiligen Namen Jesu getauft, irgend etwas anders sind und bleiben wollen, als eben Christen. Freilich kann kein Mensch aus eigener Kraft seinem Willen das Gesetz geben, an Jesus Christus glauben zu wollen. Glaube und Liebe sind Himmelsblüthen, die dem menschlichen Gemüth aus einer geheimnißvollen Tiefe erblühen, zu der kein Blick des Forschers zu dringen und das Wie? und Warum? ihres Daseyns zu ergründen vermag, da alles wahre Daseyn unerforschlich und heilig ist, wie die Gottheit, der es entquillt. Allein der Mensch hat in seiner Seele, wenn er sich nur nicht durch den Genuß irdischer Freuden betäubt, eine unvergängliche Sehnsucht, die die anziehende Kraft eines fernen Gegenstandes verbürgt; diese Sehnsucht wird Gebet, ja sie ist Gebet, und ein solches Gebet erweckt in uns die Kraft, die den Glauben erzeugt. Wir sind Alle fähig zur Gottesempfindung geboren; soll aber die Fähigkeit dazu sich in uns entwickeln, so müssen wir dem Sinnlichen absterben; dies ist das

Samenkorn, das vergehen muß, wenn die himmlische Pflanze emporkeimen und wachsen soll. In dem sündhaften Zustand, in dem wir geboren werden, können wir uns nicht mit der Gottheit so vereinigen, daß unser Wille und unser ganzes Wesen untergeht in dem göttlichen Willen und mit ihm Eins wird, wie der Tropfen mit dem Weltmeer. Wie aber der Mensch durch den Willen gefallen ist, so kann er sich auch durch den Willen wieder erheben, und hier ist es nun, wo Jesus mir seine Kraft leiht, wo sein Verdienst das meinige wird und ich, im Glauben an ihn, schon hienieden wieder geboren werde zu einem neuen, geistigen Leben, das von keiner Sünde mehr weiß, sondern nur Leben des Friedens und der Gerechtigkeit ist. O Emma, was ist die Erde, was ist ihr herbster Schmerz, ihre härteste Verläugnung, wenn wir uns das Kleinod eines solchen, ganz in Gott versenkten Lebens als das Ziel unsers Strebens denken! — Diese Wiedergeburt ist aber ein Phönix, der nur aus der Flammenläuterung des tiefsten Leids und einer bei Vielen fast bis zur Verzweiflung gehenden

Verzagtheit geboren wird. Wie der Mensch durch sie plötzlich ein neuer Mensch zu werden vermag, wie neue, nie geahnete Kräfte in ihm erwachen, er denn nur in Gott und mit Gott lebt, und nichts, gar nichts zu wollen vermag, als was Gott will; wie nun aller Streit in ihm geschlichtet, alle Möglichkeit der Versuchung von ihm gebannt ist, und er hienieden schon unaussprechlich selig ist und unter allen irdischen Martern selig bleiben würde, das, meine Emma, vermag ich nicht auszusprechen, kaum zu ahnen, da ich noch weit, sehr weit von diesem Ziele bin; aber alle die Unsrigen, die des Heils der Wiedergeburt würdig erfunden sind, preisen das, was sie mit ihr und durch sie erlebt haben, in so einfältiglich erhabenen Worten, daß oft hohe, himmlische Vorgefühle dieser Seeligkeit durch mein Herz ziehen, und mir dann ist, als hätte ich schon aus diesem Vorhof der Ewigkeit einen Blick in den Himmel geworfen.

Ja, Emma, ich kann eine Ahnung dieser plötzlichen Umwandlung des ganzen Menschen und seiner Erhebung aus dem Erdenschmutz zu einem

so himmlisch seligen Daseyn haben, weil ich geliebt habe und noch liebe; denn, wie es für die erhabensten göttlichen Ideen ein irdisches Abbild giebt, und das ganze Universum nur ein sichtbar gewordener Gedanke Gottes ist, so müssen wir auch in der reinsten Liebe des Menschenherzens den Ur-Typus der Liebe des Allerhöchsten zu uns erkennen können. Wie viele Beispiele haben wir nicht, daß eine edle, wahre Liebe zu einem edlen Menschen wie neu gestaltend auf unser ganzes Seyn einwirkt: wie sollte es uns also nicht faßlich und begreiflich werden, daß ein Mensch durch die Liebe zu Gott plötzlich umgewandelt, und von allem Irdischen, was er früher zu lieben wähnte, abgewendet, sich mit allen Kräften, Trieben und Neigungen seiner Seele und seines Gemüths, ungetheilt zu Gott hinwendet? — Und nicht nur unsre Liebe zu ihm, sondern viel mehr noch die seine zu uns ist es ja, durch die wir wieder geboren werden, und wo die schwache, vergängliche Erdenliebe schon den Gesunkenen zu erheben vermag, da muß ja die ewige, an Gewalt und Kraft göttliche Liebe unsers Schöpfers den Men-

schen auch zu etwas ungleich Höherm als zur schwachen, gebrechlichen Menschentugend zu erheben vermögen.

Diese heilige Ahnungen der Verklärung der göttlichen Liebe in der Menschenbrust sind es, vor denen meine ganze Seele, in den Staub geworfen anbetet. Welche Stimme möchtest du, meine Emma, nun bei diesen innern Seelenzuständen der Vernunft einräumen? welches Heil von ihrer Prüfung, ihrer Einwirkung erwarten? — Das Göttliche und Heilige liegt ganz und unwiderleglich weit über den Kreis ihrer Erkenntnisse und Erfahrungen hinaus; sie selbst muß erst durch das Licht des Glaubens erhellt, durch seine Macht aus der Gewalt des bösen Princips gerissen werden, das sich je im klügelnden Verstande zuerst dem Menschen offenbarte, um ihn zu unterjochen, wenn sie fähig werden soll, das Göttliche zu schauen. In der äußern Welt da herrscht und gebietet die Vernunft und je mehr der Mensch in dieser lebt, je ohnmächtiger wird der innere Mensch, und die edelsten Producte der Vernunft, Kunst und Wissenschaft sind daher auch zu fürch-

ten, weil man beinahe glauben muß, daß sie die Seele vor dem Göttlichen verschließen und nur in dem Maaß, als der Mensch allem diesem abstirbt, lebt er auf für die höhere Welt des Glaubens. Nicht aus irdischem Thun und Treiben, nein, nur aus einem still beschaulichen, ganz sich selbst behorchenden Leben, nur aus der Einkehr in sich selbst, die ein unaufhörliches Ringen nach andachtsvoller Erhebung und ununterbrochenes innerliches Gebet fordert, kann dem sündlichen Menschen das Heil der Wiedergeburt aufgehen.

Mir, meine Emma, hat sich Gott nur in der Liebe offenbart und ich vermag alles höhere Erkennen auch nur als höhere Liebe zu denken und zu fassen. Diese meine Liebe zu Gott weckt in mir die allerinnigste Sehnsucht, mein Gemüth zu einem reinen Tempel Gottes zu weihen: aber auf das Heil der Wiedergeburt darf ich vielleicht noch lange nicht hoffen, da die Trauer, die Verzagtheit, das die ganze Seele durchdringende Gefühl der sündlichen Nichtigkeit, aus dem sie hervorgeht, durchaus nicht in mir haften will; ich hänge noch zu sehr am Irdischen und die Empfindung, daß

Gott mir deshalb sein Angesicht verhüllt und mich der höheren geistlichen Gaben, in deren Besitz sich viele der Unsrigen fühlen, wegen dieser Befreundung mit der Erde, unwürdig findet, durchdringt mich nie, als etwas Selbsterlebtes, Selbstempfundenes. In meiner Seele ist im Gegentheil oft dann, wenn ich, statt den Tag in frommer, stiller Beschaulichkeit hinzubringen, recht irdisch geschäftig gewesen bin, nicht aus Verläugnung, sondern mit Lust und Freude an solchem Thun, Abends, wenn ich dann vor Schlafengehen bete, eine solche Freudigkeit, eine solche Gewißheit und Zuversicht der Liebe Gottes, daß ich keineswegs glauben kann, sie sey das Werk und die Eingebung des Versuchers. Doch, Emma, ist es nicht der Mangel an eigner Erfahrung von dem, was wir als unumgängliche Bedingung der Gottseligkeit achten, was mich zuweilen irre macht; es ist etwas anders, was ich mir selbst kaum zu gestehen wage; allein du, meine Freundin, sollst alles wissen, du sollst mich leiten und trösten. Irre ich und macht dieser Irthum mich strafwür-

dig, so hoffe ich doch von Gott, um der Wahrheit meiner Liebe willen, Verzeihung.

Ich sagte dir schon in meinem vorigen Briefe, daß wir, von dem Kreise meiner ehemaligen Bekannten abgesondert, nur mit den Mitgliedern unsrer kleinen Gemeine zusammen kommen, die sich hier ohne bestimmte kirchliche Form gebildet hat und allmählig immer weiter ausbreitet. Der geistliche Vorsteher dieser Gemeine ist der Doctor Keßler, ein Mann, der, nachdem er fast alle Stände des Lebens durchgegangen ist, sich jetzt ausschließlich dem Beruf, Irgläubige zu bekehren, gewidmet hat. Er ist der vertrauteste Freund meines Mannes und fast täglicher Gast in unserm Hause. Emma, ich kann es dir nicht stark genug sagen, wie mich eine innere Stimme vor ihm warnt, wie mich seine Nähe ängstigt, und ich in ihm ein meinem Glück und meinem Frieden feindliches Wesen ahne. Von all den Unsrigen wird er als ein Heiliger verehrt, und sie glauben alle von ihm, daß er, als Wiedergeborner, durch die Kraft seines Glaubens Herr der Natur geworden ist, ihre geheimsten Kräfte kennt

und bald das große Werk, die Hervorbringung des Steins der Weisen, vollendet haben wird. Ich weiß nicht, in wie fern der Mensch Herr über einen fremden Willen, Herr über die Natur und ihre organischen Kräfte zu werden vermag, aber das weiß ich, so gewiß als ich lebe, daß der, der von der Religion noch irgend etwas anders will als geistliche Güter, daß der, der sie als Mittel zu einem irdischen Zweck betrachtet, gewiß nicht im Geist und in der Wahrheit Gott erkennt und auf seinem Wege wandelt. Gott will nur um seiner selbst willen geliebt seyn und das Streben nach einer solchen Herrschergewalt über die Natur, nach solchem geheimen Wissen im Namen Gottes, ist, nach meinem Gefühl, die schändlichste Abgötterei, deren sich der menschliche Geist schuldig zu machen vermag. Ich begreife es, wie mein Mann sich durch Keßlers Verheißungen angezogen fühlen kann, aber es betrübt mich unbeschreiblich, daß seine ehemals so reine, innige Frömmigkeit jetzt beinahe zu einer wissenschaftlichen Speculation wird und nicht mehr aus dem Herzen kommt und zu Herzen

geht. Keßler hat versprochen, ihn in seine Geheimnisse einzuweihen und Renatus wendet nun alle seine Zeit an die sich darauf beziehenden Studien und Vorbereitungen. Seine Handlung ist ganz der Führung des Buchhalters überlassen, der freilich auch zu unsrer Gemeine gehört, zu dem ich aber doch, trotz seines vielen Betens und seiner frommen Reden, kein Zutrauen fassen kann. Gewiß geht auch in den Geschäften meines Mannes nicht alles, wie es sollte. Wüßte Renatus, daß mich dies ängstigt und daß ich mich um die Zukunft kümmere, so würde er schmälen, daß ich dem Irdischen so anhinge, bange und besorgt an des Leibes Nahrung und Nothdurft zu denken; aber ich werde Mutter werden und welche Pflicht hat Gott näher an das Herz des Menschen gelegt, als die der Eltern gegen das Kind? Träfe uns der Verlust unsers Vermögens ohne unsre Schuld, so würde ich ihn als eine Fügung Gottes, mit klagloser, ja ich wage es zu hoffen, selbst mit heitrer Ergebung tragen; doch als eine Folge von Nachläßigkeit und Unordnung ist er ja Strafe und nicht Zucht. Und

dann — darf ich es dir gestehen? — Keßler gefällt mir nicht in seinem Betragen gegen mich und in seiner Einwirkung auf unser eheliches Verhältniß. Wäre er der Heilige, der wahrhaft Fromme, der Auserwählte Gottes, für den er sich ausgeben will, so müßte seine Bruderliebe zu mir sich anders zeigen. Ich kann dir darüber gerade keine bestimmte Thatsache anführen; allein du kennst das sichre, untrügliche Gefühl, das uns in solchen Fällen warnt.

Hierin, meine Emma, liegt denn auch der Grund meines tief verborgenen, geheimen Wehes und die Quelle aller meiner Zweifel. Von denen, die sich selbst für die Heiligen dieser Welt halten und sich einer innigern Gemeinschaft mit Gott in Christus und einer lebendigerern Erkenntniß rühmen, als andre Menschen, müßte doch wohl auch vor allem der Ausspruch gelten: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Diese Frommen sollten sich doch nun auch als die Vorzüglichern erweisen kräftiger zu allem Guten, demüthiger vor Gott und Menschen, berufstreuer, milder, wahrhaftiger, ein Vorbild alles Schönen und Edlen — und ach, Emma, wenn ich um mich blicke, wie

wenig Erfreuliches sehe ich in dieser Hinsicht im Kreise unsrer Gemeine! — Nicht als ob es nicht in ihr neben einigen, die dies nur scheinen wollen, auch viele gute, wahrhaft edle und fromme Menschen gäbe; allein selbst bei diesen ist unter ihren demüthigen Worten ein geistlicher Hochmuth verborgen, der mir mit der Liebe unvereinbar erscheint und das rein menschliche Wohlwollen zu den Menschen, nur als Menschen, fehlt ihnen allen. Sie sind gegen alle, die nicht zu uns gehören, schroff und unzugänglich — ach oft bis zur Lieblosigkeit und sie rechnen es sich sogar zum Verdienst an, daß sie es sind. Gegen offenbare große Sünder, gegen Verbrecher selbst, sind sie barmherzig, sie anerkennend als Brüder und Mit-Erlösete, wehe aber Jedem, der Anspruch macht auf eine andere Weise, als nun gerade die unsrige, gut und tugendhaft seyn zu wollen! — Dies betrübt mich oft, und doch haben sie auch wieder Recht, wenn es anders nur Eine Wahrheit, nur Einen Weg zur Seligkeit gibt, nämlich den Glauben an Jesus Christus als den Sohn Gottes. — Die Geringschätzung aller Kunst und Wissenschaft,

und der vortrefflichsten Männer, z. B. Herder, Jakobi, Fichte u. a. m., die nun freilich in unserm Sinn keine Christen waren und sind, verwirrt mich auch noch oft. Auf der einen Seite fühle ich tief in mir die Verdienstlichkeit und die Wahrhaftigkeit unsers Strebens, so wie die Richtigkeit unsrer religiösen Ueberzeugungen, und auf der andern fühle ich mich wieder dadurch mit allem entzweit, was ich sonst liebte und achtete, und von dem ich bestimmt weiß, daß es doch auch in einer wahren Liebe zu dem Sittlich-Schönen sein Leben hat. Kannst du, liebes, seelenvolles Wesen, mir irgend einen Ausweg aus diesem Labyrinth eröffnen, so thue es. Noch ward ja nie in einem unsrer Herzen eine Seite angeschlagen, die nicht in dem Herzen der andern mittönte.

Ich habe dir so viel von mir gesagt, daß mir zur Beantwortung der zweiten, mich so lebhaft interessirenden Hälfte deines Briefes wenig Zeit bleibt, und doch habe ich bei Lesung derselben so viel gewünscht, gedacht und empfunden, daß ich Bogen damit anfüllen könnte. Eine sehr liebliche Ahnung ist in mein Herz gekommen.

Möge die Zukunft sie für dich, die du des edelsten Glückes würdig bist, erfüllen! Ich wünsche dies um so mehr, da ich Steinfels als einen Jugendfreund meines Gatten kenne und ihn allgemein als einen der vortrefflichsten jungen Männer rühmen höre. Er bringt gewöhnlich den Winter hier in unsrer Stadt zu, was du vielleicht noch nicht weißt, und ich sehe ihm im nächsten Herbst erwartungsvoll entgegen, um mir viel von dir erzählen zu lassen.

Schreibe mir nur bald wieder, ich sehne mich unbeschreiblich nach Kunde von dir und deine Muße vergönnt es dir ja wohl, den Wunsch der fernen Freundin bald zu erfüllen. Der Engel des Friedens und der stillen Herzensfreude sey mit dir, du Geliebte.

Adelheid.

Fünfter Brief.

Emma an Adelheid.

Ich habe deinen Brief, meine Adelheid, mit einem sonderbaren Gefühl gelesen. Bis jetzt ist

mir nie ein Zweifel gekommen, daß ich eine Christin sey, und mich so nennen dürfe; allein wenn die selbsterlebten Wirkungen, selbstgemachten Erfahrungen der höchst geheimnißvollen Gnadenwirkungen, von denen du redest, wirklich und wahrhaftig der Geist des einzig wahren Christenthums sind: dann freilich bin ich keine Christin; denn mein bisheriges Leben ist in seiner Unschuld so kindlich einfach gewesen, daß es wirklich ein Wunder wäre, wenn ich mich so außerordentlicher Wirkungen je hätte bedürftig fühlen sollen. Mich dünkt, nur ein Verbrechen könne meiner Seele die freudige Gewißheit von Gottes Liebe und meine kindliche, meine felsenfeste, unerschütterliche Zuversicht zu dieser rauben, und davor behüte mich der All-Erbarmer!

Liebste Adelheid! was soll ich, das junge unerfahrne Mädchen, dir auf manchen Punkt deines Briefes antworten? Dir sind Quellen der Erkenntniß aufgethan, aus denen ich mich nie versucht gefühlt habe, schöpfen zu wollen; ich würde also ganz schweigen, wenn ich nicht auf den Ausspruch Jesu vertraute, daß der Vater es

nicht den Klugen dieser Welt, sondern den Kindern und Einfältigen offenbart habe; ich kann dir nur sagen, wie ich Gott empfinde, wie er sich mir offenbart, und ich gestehe es, ich würde mit keinem andern, als nur mit dir darüber reden können — aus ehrfurchtsvoller Scheu, das innerste, heiligste Gefühl meines Herzens, den Urgrund meines Daseyns, die Seele meiner Seele in Worte kleiden zu müssen.

Wenn ich mich selbst darüber befrage, so dünkt mich, mir ist nie etwas von Gott gelehrt worden. Ich lebe, ich denke, ich empfinde! und eben dies Leben, Denken und Empfinden ist mein Gefühl von Gottes Daseyn. Das Kind weiß ja auch nicht, warum es die Mutter liebt. Diese Liebe ist der Zug seines Daseyns, sein Daseyn selbst; und so liebe ich Gott. Nicht aus Dankbarkeit, nicht aus Ahnung seiner göttlichen Erhabenheit — alle diese aus Begriffen und Reflection entstandenen Regungen sind später entstanden, und die Liebe zu Gott war in mir, eh' ich ihrer fähig wurde. Sie war der innere Kern meines Lebens, aus dessen verborgner Kraft sich das gei-

stige Erkenntnißvermögen entwickelte. Gott schuf mich; er ist die Wahrheit, ist die Liebe, alle seine Erschaffnen können also nur in so fern Daseyn haben, als sie der Liebe und der Erkenntniß fähig sind. In meinem Herzen offenbarte sich mir mein Gott, und das so ganz als Vater, so ganz als überschwengliche Fülle der Liebe, daß mein ganzes Empfinden Seligkeit — und die unaussprechlichste, sich ihm ganz hingebende Liebe ist, wenn ich ihn denke. Diese Offenbarung ist mir die heiligste, wie sie die unmittelbarste ist, die ich von ihm habe; ich kann ihn nur in so fern, und in seiner Unbegreiflichkeit nur in so weit begreifen, als er sich mir selbst offenbart. Das ich also in mir durchaus kein Bedürfniß finde, von ihm zu erkennen, was meine Seele mir in den heiligsten Momenten meines Lebens nicht als Ahnung verkündet, kann keine Wahrheit seyn, die erkennen zu müssen, für den Zweck meines Lebens nothwendig wäre; und nie, meine Adelheid, nie habe ich einen Augenblick erlebt, in dem ich mich der Versöhnung zwischen Gott dem Allerhabnen und mir

seiner armen Kreatur, eines Mittlers zwischen dem, der die Liebe selbst ist und seinem strauchelnden Kinde bedürftig gefühlt hätte, wo sollte ich auf Erden das Abbild von der Liebe meines Gottes suchen, wenn ich es nicht in dem Herzen meiner Mutter gefunden hätte, welche Mutter könnte den Gedanken an einen Vermittler zwischen sich und ihrem Kinde denken! und was ist Mutterliebe, was ist Muttersorge, Muttertreue, gegen Gottes Liebe, Gottes Treue? —

Wenn ich an Gott glaube, so muß ich auch an einen sittlichen Zweck alles Menschendaseyns, an eine Erziehung und Veredlung des Menschengeschlechts durch das Erdenleben glauben. Diesen Zweck und die hohe Bedeutung der moralischen Freiheit liegt dem gebildeten Menschen jetzt in klarer Vernunfterkenntniß vor Augen; allein das Menschengeschlecht hatte auch einst seine Kinderjahre, und Gott gab ihm daher eine Offenbarung als Mittel zu seiner Erkenntniß, wie wir jetzt dem Kinde noch eine Fibel geben, damit es lesen lerne. Ich erkenne und ehre die Bibel als eine göttliche Offenbarung, allein ich glaube, daß

sie zum Theil nur für jene Kinderzeit des menschlichen Geschlechts berechnet ist, wo die einfachsten Vernunftwahrheiten noch für den kindischen Verstand einer solchen göttlichen Autorität bedurften: die Lehren von der Einheit Gottes und von der Unsterblichkeit können uns hier zum Beispiel dienen. Jahrtausende sind vergangen, in denen diese erhabnen Lehren nur als göttliche Ahnungen in der Seele sich regten, wie sich der Keim regt, wenn Frühling und Sonne, und die innre, durch beide geweckte Kraft ihn sprengen wollen, damit er Stamm und Blätter, Blüthe und Frucht treibe. Welcher denkende Mensch bedarf aber jetzt noch der Autorität der Bibel, um sich von diesen Wahrheiten zu überzeugen? Bibel und Vernunft sind Offenbarungen eines und desselben Gottes, und müssen darum in der genauesten Beziehung und Uebereinstimmung mit einander stehen. Die Bibel erzog die Vernunft des Menschen, indem sie ihr zum Lehrbuch diente; da aber ihre Bestimmung war, die Vernunft zu erleuchten: so muß sie diesen Zweck erreicht haben, eben weil sie von Gott stammt und daher ihre Bestimmung

nicht verfehlen kann, wie etwas menschlich Gewolltes. Auf wie viele Jahrtausende, für wie viele Stufen unserer Erkenntniß sie uns ein solches Lehrbuch bleiben soll: das weiß ich nicht. Es ist möglich, daß eine Zeit kommt, wo das, was uns jetzt unerforschliches Geheimniß zu seyn dünkt, dem Geist des Menschen eben so klar und faßlich seyn wird, wie die Lehren von der Unsterblichkeit und der Vergeltung in jenem Leben es jetzt schon dem bloßen Vernunftgläubigen sind. Ja, wenn die Bibel wirklich solche geheimnißvolle Lehren und Aufschlüsse enthält, so müssen diese der Vernunft einst eben so begreiflich werden, da es ein schlechter Unterricht seyn würde, wenn der Abc-Schüler alle Schuljahre durch nur beim Buchstabiren bliebe, und nicht lesen lernte. Es ist auch möglich, daß es Menschen gibt, die fertiger Buchstabiren können als andere, aber ich bescheide mich, keine Geheimnisse begreifen zu wollen, von denen ich fühle, daß meine Vernunft ihrer Erkenntniß jetzt noch nicht gewachsen ist, Gott kennt mich; ich weiß, daß mein ganzes Daseyn nur in so fern Daseyn ist, als meine

Fähigkeit, ihn zu erkennen, in und durch dasselbe geübt und entwickelt wird. Findet er mich für eine höhere Stufe der Erkenntniß reif, so versetzt er mich gewiß auf dieselbe; aber voreilen kann und darf ich ihm nicht wollen.

Christus ist mir wahrhaft ein göttlicher Gesandter, ja, als der vollkommenste Mensch, als das erhabenste je auf Erden sichtbar gewordne Bild einer göttlichen Idee, Gottes Sohn, wie von Allen, die da Kinder Gottes sind, es nie einer war. Seine Lehre war die einer Gerechtigkeit und Liebe, wie sie bis dahin noch kein Volk als Religions- und Sittenvorschrift anerkannt hatte. Er ist mir heilig, als ein von Gott selbst erwählter und gesandter Erzieher des Menschengeschlechts, aber Gott bleibt mir Gott und Vater, und neben ihm kann ich keinen Andern als Gott lieben. Es geht mir mit diesen dogmatischen Glaubensgeheimnissen, wie mit den Spekulationen der Metaphysik; und so wenig ich je darauf ausgehn werde, ein philosophisches System zu studiren, so wenig werde ich mich auch je in die Grübeleien dieses Glauben-Labyrinths vertiefen. Ich

lasse das alles auf sich beruhen. Bedürfte ich der Erkenntniß dieser geheimnißvollen Lehren wahrhaft und nothwendig zu meiner Seligkeit: so hätte mir Gott gewiß den Sinn dafür gegeben, der mir jetzt fehlt. — Ich glaube, daß Gott uns durch Christus mehr von sich offenbart hat, als die menschliche Vernunft aus sich selbst zu erkennen vermochte; allein, was ehemals nur Eigenthum der Auserwählten war, ist jetzt ein Eigenthum der denkenden Menschen aller Länder geworden, da unsre Vernunft die innere moralische Welt so zu erkennen vermag, daß sich aus dieser Erkenntniß die Verpflichtung und die Fähigkeit, die Tugend nur um ihrer selbst willen zu lieben und zu üben, entwickelt. Wie der Mensch durch den reinen, natürlichen Menschenverstand schon auf jede wichtige, für das Leben (praktisch) brauchbare Wahrheit geleitet wird, die die Philosophie methodisch entdeckt und begründet: so hat Gott auch eine Fähigkeit zur Gotteserkenntniß in uns gelegt, die ohne alles Kirchenthum uns in unserm Herzen jede zu unsrer Seeligkeit erforderliche Wahrheit der Religion offenbarte, und dieser Of-

fenbarung vertrau' ich unbedingt. Ich glaube mir und meinem mir von Gott gegebenen Wahrheitssinn mehr als allen Menschensatzungen, und kann daher nur das Selbsterlebte und Selbsterfahrne anerkennen. Jede Belehrung, die mir von andern Menschen kommt, jede Deutung der Bibel, die in dieser oder jener Gemeinde angenommen wird, ist entweder Wissen oder Meinung; allein das Gefühl des Heiligen liegt weit über der Sphäre von Meinung und Wissen erhaben; Gott allein ist die Quelle desselben, und Heil und Seligkeit kann mir nur die Ueberzeugung geben, die mir ohne alle äußre Vermittlung von ihm selbst kommt.

Es kann daher nach meiner Ansicht auch keine feindliche Polarität zwischen dem innern und äußern Leben statt finden, sondern beide stehen in inniger Beziehung auf einander und so wie ich für mein inneres Leben mir Klarheit und Sicherheit gewinne, so lösen sich mir auch alle Räthsel des äußern. Liebe ich Gott über alles, habe ich keinen innigern, keinen ernstlichern Wunsch als ihm zu gefallen, so habe ich auf alle Räthselfra-

gen des Daseyns eine beruhigende Antwort und für jede meiner Klagen Trost. Dies ist überhaupt die Stelle deines Briefes, die ich am Wenigsten verstehe. Nur in einsamer Abgezogenheit von der äußern Welt glaubst du für das Heil deiner Seele sorgen zu können? — Einer solchen Zurückziehung vom Erdenleben, einer solchen Entsagung auf Handeln, auf lebendige Thätigkeit und Fleiß kann nur ein Mißverstand zum Grunde liegen, wenn Ihr sie Euch als ein Gebot des religiösen Ernstes und der geistigen Würdigung irdischer Angelegenheiten zur Pflicht macht. Unser zeitliches Leben soll ein tüchtiges, selbstständiges Leben seyn. Gott wies einem jeden Menschen, durch seine Verhältnisse einen Beruf an; dieser Beruf ist das uns anvertraute Pfund mit dem wir wuchern sollen, und eben die Berufstreue ist es ja, der in jenem herrlichen Evangelium so reicher Lohn verheißen ist. Wir sind Gottes Kinder und nicht seine Züchtlinge. Er hat alles Nützliche mit Schönheit geschmückt; Er gab mir Sinn für Kunst und Wissenschaft, Er bildete mein Herz so, daß es alle Menschen mit

freundlichem Wohlwollen umfaßt; Er schuf meine Seele so, daß heitrer Friede, stille sanfte Freude ihr natürliches Lebenselement sind, und ich sollte nun alle diese herrlichen Gaben seiner Liebe ungenossen von mir weisen? Sein eignes Werk in mir verstümmeln? — Nein, Adelheid, so soll es gewiß nicht seyn. Das irdische Leben soll sicherlich schon an und für sich wahrhaftiges Leben seyn; wir sollen uns seiner erfreuen und seine Annehmlichkeiten dankbar genießen, es froh anerkennend, daß wir, die Kinder im Vaterhause, gewürdigt wurden, all unsern Besitz, all unsre Freude, all unser Wollen und Streben durch Liebe heiligen und so das Kleinste mit dem Erhabensten verbinden zu können. O glaube mir, ein schuldlos frohes Herz ist gewiß ein Altar Gottes! — Die ganze Natur ist ja nur Sinnbild seines Wesens; in ihr begegnet uns das Licht als das vollkommenste Bild des göttlichen Wirkens und was ist heitrer, was freudiger und belebender als das Element des Lichts? Auch können wir ja nur durch unser Handeln für das Zeitliche und

in ihm, das Unvergängliche in uns für ein höheres Seyn bilden und erziehen.

Liebe Adelheid, ich war sehr traurig, als ich mich zu diesem Briefe niedersetzte, weil mir das Gefühl wehe that, daß Ihr in Eurem Sinn uns Gottgläubige ausstoßt aus der Gemeinschaft der Christen; aber nun bin ich wieder so voll heitrer Zuversicht unter dem Schreiben geworden. Reinigung meines Herzens, Veredlung und Beherrschung aller Triebe meiner Seele, Wachsthum an Liebe zu Gott und Menschen, das ist mir die Aufgabe, die ich hienieden zu erfüllen habe. Von meinem Gewissen erhalte ich sie und durch mein Gewissen offenbart sich mir Gott und je stiller, reiner und geläuterter ich mich in meinem Innern sammle und ausbilde, je vernehmlicher und verständlicher wird mir auch die Stimme Gottes in meinem Innern. Mein Geist ist aus ihm geboren, mein Herz von ihm bereitet und das kleine Fünkchen meiner Liebe nur ein schwacher Abglanz der Unendlichkeit seiner Liebe, mit der er das Universum trägt und hält und in ihm auch das einzelne beseelte Würmchen aus Staub, das

wir Mensch nennen. — Ich bin mir keines Daseyns bewußt, als nur in seinem Daseyn, keiner Liebe, als nur in seiner Liebe.

Meine Adelheid, ich vermag nicht mehr zu schreiben; das Wort versagt sich der tief bewegten Seele — aber sollte je sich eine Meinung trennend zwischen Herzen stellen dürfen, die in der allerinnigsten, kindlichen Liebe zu Gott Eins sind?

Schreibe mir bald wieder. Nie hat sich meine Seele mehr nach dir gesehnt als jetzt. Ewig und unveränderlich Deine

Emma.

Sechster Brief.

Renatus an Steinfels.

So sehr dein Andenken mich auch freuet, so sehr scheue ich mich doch vor der Beantwortung deines Briefes, denn wie werde ich es vermögen, dir durch Worte versinnlichen zu können, was als

unausgesprochnes Wort, als ein Seufzer der Inbrunst und der Sehnsucht in meinem Innern lebt? wie dir Wahrheiten darstellen, deren Größe der Verstand nur in dämmernder Ferne zu erkennen vermag, weil er umnachtet ist von dem Endlichen? und doch möchte ich dir Worte schreiben, die mächtigen Wiederklang in deinem Geiste fänden, so oft dieser als Geist sich fühlt und doch seinen Standpunkt verkennt, indem er wähnt, den Gipfel erreichen zu können, der ewig ausser seinem Gesichtskreis liegen bleiben wird; — verdeutlichen möchte ich es dir als Wahn, wenn du glaubst, daß der Mensch zum Höchst-Erreichbaren in selbst eigner Kraft emporstreben könne, da sich jeder doch nur in dem Kreise zu bewegen vermag, in welchem er gestellt und von welchem er beschränkt wird — selbst dann, wenn er Bande zersprengt, die allein auf die Erde ihn zu bannen scheinen. — Ich möchte dir Geheimnisse erklären, die selbst die Engel nicht in ihrer vollen Größe fassen können, wie viel weniger hienieden der Mensch: — denn es sind die Wunder der göttlichen Liebe.

Von der innern Wesenheit unsers geistigen Denkvermögens, unserm eigentlichen Ich, wissen wir alles Forschens ungeachtet, nichts, als daß es unbegreiflich ist; — erst in den Modificationen und in der Aeußerung unsrer Willenskraft erkennen wir das Individuelle unsers Daseyns. Die unendliche Bewegung unsrer Gedanken, die wir selbst und Andre in uns hervorbringen, gleicht unzähligen Radien, welche von dem Mittelpunkt ausgehen; doch den Mittelpunkt selbst begreifen wir nicht, denn er ist das tiefste, unzugängliche Geheimniß der Schöpfung.

Wir müssen aber bei dem Menschen immer ein vermittelndes Wesen zwischen seinem Körper und dem denkenden Urprincip seines Wesens annehmen, welches das Band der Gemeinschaft zwischen diesem und den Organen seines Körpers knüpft und uns auch dessen Theilnahme an die Zerrüttungen des letztern erklärt. Denn jene vermittelnde Lebenskraft, jener allgemeine Gefühlssinn muß um so mehr durch die Zerrüttung der körperlichen Organe leiden, da es dadurch das

Werkzeug sowohl seiner Wirksamkeit als seines Genusses einbüßt.

Alle Körper sind durchaus nur Bild und Ausdruck intellectueller Ideen, daher sind die unmateriellen Grundkeime der Natur auch unzerstörbar und nur die äußre Hülle ihrer Erscheinung kann sich auflösen. Es bleibt bei der Zersetzung der Materie kein Urstoff übrig, den man als Trümmer zerstörter Körper betrachten und aus dem sich neue Körper bilden könnten; was übrig bleibt bei dem chemischen Naturprozeß der Zersetzung und Verwesung ist das Princip der Materie, was als schöpferische intellectuelle Urkraft, seiner Natur nach, einfach und unzerstörbar seyn muß. In der Materie selbst können wir diesen Urstoff der Materie nicht suchen, da das Nichtmaterielle nicht im Materiellen, sondern nur umgekehrt dieses in jenes seyn kann. Wie die Schnecke sich ihr Haus bildet, so bildet sich das geistige Princip seinem Körper durch das Wirken nach allen Richtungen, aus dem Mittelpunkt der Einheit. Diese Principien müssen den Lauf durch die Erscheinungen der Sinnenwelt machen; wenn sie aber diesen vollen-

det haben, so kehren sie zu ihrem Ursprung zurück; sie sind die Agenten, durch die Gott das Vergängliche wirkt, so lange die Zeit dauert.

Das ganze Weltsystem beruht auf die dreifache Eintheilung in das Göttliche, Intellectuelle und das Sinnliche. Die Thiere denken nicht, aus Mangel eines intellectuellen Keims; all ihr Thun ist nur das Resultat sinnlicher Triebe und bezweckt nur körperliches Wohlseyn. Die denkenden Wesen aller Klassen müssen aber eine wesentliche Affinität mit einander haben, weil ihr Denken nur ein Ausstralen und Zurückwerfen des höchsten Urlichts aller Denkkraft seyn und daher nur einer Klasse von Wesen gemein seyn kann.

Aus dieser Affinität, die zugleich der Centrum unsers Selbsts ist, entwickelt sich Gotteserkenntniß und Liebe, als die reinste Lebensäußerung unsers Geistes und empfinden in ihr die Nähe der göttlichen Gegenwart, als der beseeligenden Quelle alles Lebens.

Reine, gottähnliche Liebe, ist die Sonne unsers innersten und würdigsten Lebens, aber sie strahlt da nicht, wo unsre kalte, irdisch beschränkte

Vernunft, die Nebel ihrer Spitzfindigkeiten verdüsternd um sie herzieht. Unsre Vernunft, wie sie sich in der Sinnenwelt äußert und äußern kann, ist wie diese Sinnenwelt selbst, nur eine verständliche Offenbarung des Innern; sie ist aber im eigentlichsten Verstande, doch nur eine Eigenschaft unsers Geistes und nicht sein Leben selbst; das innerste Wesen desselben kann sie sich daher nicht verdeutlichen, da sie nur eine Radin aus seinem Mittetpunkt ist und es noch viel weniger andern aussprechen. Nur endliche Begriffe vermag die Vernunft faßlich und deutlich in sinnliche Wörter zu hüllen und diese Begriffe so wie das äußre Leben weislich zu ordnen, ist ihre Aufgabe: doch die Ursprache des Geistes — sowohl das Elohim, wie des in sterblicher Hülle gebannten — vermag sie weder aufzufassen, noch zu verstehen, noch mitzutheilen.

Durch die Vernunft allein gebildet, wird jede Regung des höhern, göttlichen Lebens in uns erstickt. Der klügelnde und grübelnde und prüfende Vernunftmensch ist für die Empfänglichkeit eines reinern geistigen Einflusses erstorben; er er-

kennt keine höhere Wahrheit als die dürftigen Resultate seiner Forschungen und weit entfernt jene zu lieben, verspottet er sie, ohne sie zu verstehen und weicht ihnen aus, wo er sie ahnet.

Alles was wir daher von Gott, von unserm Verhältniß zu ihm und von dem Ewigen wissen, glauben und empfinden, ist mittelbare oder unmittelbare Offenbarung Gottes, die uns auf verschiedene Weise, nach der Art und dem Grade unsrer Empfänglichkeit dafür, zu Theil wird.

Ein erschaffner Geist wird sich selbst nur in seinen Eigenschaften erkennbar, und allein mit diesen, als Offenbarungen seiner eigenen Wesenheit, vermag er den sich offenbarenden Gott zu erkennen. Gott offenbart ebenfalls nicht seine innre Wesenheit — die würde kein Geschöpf zu fassen und zu ertragen vermögen — der erhabenste aller geschaffenen Geister erkennt ihn nur in den Eigenschaften seiner Werke; dem menschlichen Geist hat er sich sichtbar in seiner Schöpfungskraft offenbart als das ewig sprechende Wort, als Logos, den Sohn des Vaters: das Erkennbare im ewig Unbegreiflichen.

Gott in der Selbstständigkeit seines innern Wesens und in Beziehung zu sich selbst, ist das unzugängliche Ensoph, der ewige Vater, der vom Geschöpf im Sohn erkannt wird. Die Dreieinigkeit gehört zum Wesen der Gottheit als Fülle ihres unmittelbaren Ausdrucks, nicht als Drei in Eins, sondern als Eins in Drei. In der Dreieinigkeit allein liegt die unendliche Seeligkeit die das göttliche Wesen von seinem eignen Daseyn gab.

In Beziehung auf die Menschen und auf die Schöpfung ist Gott schaffende und erhaltende Urkraft und nur die Ewigkeit kann und wird uns, das uns Erkennbare seiner Eigenschaften stufenweise enthüllen. Wir werden ihn erkennen in allen den Vollkommenheiten, die ein Verhältniß zum Geschaffnen haben; er wird uns als Beseeliger seiner Werke offenbar werden, in dem Organ und Motiv seiner Schöpfungskraft, in dem Sohn, dem sich uns offenbarenden Gott, in dem Worte, dem Anfang alles Erschaffenen.

Nur die schaffende Kraft, die hervorbringende und sich mittheilende Liebe des Ewigen und

Einen, vermag das Geschöpf mehr oder minder zu erkennen und durch sie allein ist Annäherung und Vereinigung mit dem Unendlichen möglich. Sie ist die ewige Offenbarung des göttlichen Wesens, der Grund im Ungrund, an welchem das Erschaffene haftet, und dem das Geschöpf, welches Seligkeit sucht, sich durch Reinheit möglichst verähnlichen soll.

Dieses ewige Wort ist ewig eins mit dem Vater, auch da, als es sich in eine menschliche Form hüllte um das Göttliche mit dem Irdischen aufs Innigste wieder zu vereinen und die in Finsterniß und Kälte versunkene Wesen — das vom Tode verschlungene Leben — zu erleuchten, zu erwärmen und ihm den Weg zu seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zu öffnen.

Im Hayn Mamre erschien dem Abraham das schaffende Wort; — es offenbarte sich als Jehova dem Moses im flammenden Busch; es wandelte und lehrte auf Erden in der Gestalt des verkannten und gekreuzigten Propheten von Nazareth, und wird uns wieder erscheinen als verklärter Richter der Lebendigen und Todten.

Die als Schöpfer sich offenbarende Kraft Gottes; die uns verständliche Aeußerung seiner ewig geheimnißvollen Wesenheit, das Erkennbare in Gott, ist Christus Jesus, in dem, wie die Schrift sagt (Colloßer 2, 9.) leibhaftig wohnet die ganze Fülle der Gottheit.

Er selbst sagte uns: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer mich sieht, sieht den Vater. Niemand kommt zum Vater, als durch mich. Wer an mich gläubet, der wird leben, auch wenn er stürbe. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Mit ihm innigst vereint zu seyn, das allein ist ewiges Leben und ewige Seligkeit — denn er ist in der Allheit der göttlichen Majestät, die, auf das Geschöpf wirkende und sich ihm allein offenbarende Wesenheit Gottes.

* * *

Wenden wir nun den Blick auf die äußre Natur, auf die Welt ihrer Erscheinungen, so finden wir in ihrer herrlichen Größe und Ordnung dennoch auch den höchsten Grad der Vergänglich-

keit und der Gährung und unter den lebenden Wesen Tod und Zerstörung als Naturgesetz, da die Selbsterhaltung des Einen, den Untergang des Andern heischt. Betrachten wir den Menschen selbst, das vollendeteste sinnliche Geschöpf, wie er mit sich im steten Widerspruch und Streit ist, wie in ihm, bei aller Hoheit seines Wesens, das Thierische nach Herrschaft strebt und nur zu oft das Geistige unterzieht, so müssen wir in ihm ein Geschöpf erkennen, dessen edle Anlagen unentwickelt bleiben und räthselhaft erscheinen. Die Vernunft, seine Zierde und sein Stolz, durch welche er das Gebiet der sichtlichen Erscheinungen und die Gesetze derselben, zu erspähen und zu erforschen strebt, muß es sich eingestehen, daß sie von dem innern Wesen und Gehalt der Dinge, von der Ursache ihres Daseyns, von der Wesenheit die in dem Scheine liegt und liegen muß, ja selbst von dem Zweck des menschlichen Daseyns nichts weiß und nichts wissen kann. Die Vernunft sieht sich auf dem Gipfel der irdischen Stufenfolge und über ihr ist das Unendliche, vor dem

der Begriff schwindelt, ihr leer, weil sie keine Verbindung mit demselben zu entdecken vermag.

In dieser scheinbaren Isolirung folgt der Mensch zunächst den Gesetzen der äußern Natur, welche ihn durch seine Leidenschaften und Triebe zum Genuß und zur Selbsterhaltung erfordert; doch unverkennbar liegt in ihm die tiefe Ahnung von etwas Höherem und Besseren, das der Beschränkung auf Sinnengenuß widerspricht. Die Phantasie des Menschen sucht sich diese Ahnungen in Bildern und Formeln anschaulich zu machen, und gestaltet diese zu Begriffen, die nichts anders sind als Aberglaube und Wahn; doch wenn ihn diese nicht mehr zu befriedigen vermögen, so sinkt er zurück ins entgegengesetzte Extrem des Unglaubens und in beiden Fällen sind Täuschung und Irthum sein trauriges Loos.

Wie in der sichtbaren Natur, so ist auch das geistige Verhältniß unsers Wesens, eine Mischung von Wahrheit und Schein, von Licht und Nacht, von Ordnung und Verwirrung, von Gut und Böse; diese letztere Gegensätze bilden die Nachtseite des höheren Lebens, und haben leider, so-

wol in dem Gemüth der Menschen, als auch in ihren Verhältnissen zu einander, im Allgemeinen ein herrschendes Uebergewicht.

Aus Gott, dem Inbegriff aller Vollkommenheit und Güte, dem reinsten, ewig unveränderlichen und seligsten Wesen, konnte, in den Schöpfungsmomenten, nur Reines, Gleichförmiges und Seliges hervorgehen, das, frei von jedem Verderben, im harmonischen Verhältniß zu Gott und zu der Natur stand. Gott konnte nur Wesen schaffen, deren Daseyn ein Nachhall war, von der ewigen nur durch sich selbst bestehenden Harmonie.

Jede Disharmonie, wo sie sich auch findet, kann, insofern sie Unwahrheit, Streit, Leiden und Verderben erzeugt, nicht aus Gott hervorgegangen seyn, sondern sie ist ein, aus dem Mißbrauch des freien Willens hervorgehendes Erzeugniß geschaffener Wesen.

Der Augenblick in dem die Sünde und das Böse erstand, entfernte die Erschaffenen von Gott; denn jeder Geist der nach Unabhängigkeit von Gott strebt oder diese möglich glaubt, versinkt in

Eigendünkel und stolze Blindheit und der wohlthätige Einfluß seines Gottes kann in ihm nicht mehr als Licht und Segen, sondern nur noch erhellend wirken. Die Sonne bestrahlt solche Gletscher, aber sie erwärmt sie nicht. Im Brennpunkt der Selbstheit wird das göttliche Licht zum Feuer des Zorns, den der Gefallene, so weit sein Einfluß reicht, in bösen Willen und bösen Werken offenbart.

Durch sich selbst kann der Geblendete nicht wieder sehend werden — der stolze Sünder kann die Demuth nicht lieben — die Selbstsucht sich nicht entkleiden von ihrer Eigenmacht — die Lüge nicht nach Wahrheit streben — es bedarf dazu einer Einwirkung von Oben, eines hellen Lichtes, um das Nichtige des eignen Seyns zu erkennen, um das Selbstsüchtige hoffen und das Göttliche lieben zu lernen; es bedarf einer Erlösung auf daß die Schwachheit sich in Kraft verwandeln könne.

Die erste wieder sichtbar verständliche Offenbarung der ewig sich gleichen Liebe Gottes, in den Tiefen der Nacht und Ver-

wirrung, geschah durch den Logos, der nach unendlicher Weisheit das Chaos ordnete, damit das Geschaffene sich wieder stufenweise dem göttlichen Lichte nähere und seine verschlossene Empfänglichkeit dafür wieder entwickeln könnte. Daher ist das sinnliche Weltall ein sichtbarer Zeuge der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes.

Damit unser Geist aber sein Verhältniß zu dem Schöpfer erkennen und die Bedeutung des irdischen Daseyns begreifen lerne, so offenbarte sich das ewige Wort unmittelbar einigen Lichtfähigen und Auserwählten und bildete diese dadurch zu Priestern und Lehrer des unkundigen Menschengeschlechts.

Endlich nach langen Vorbereitungen kam der Zeitpunkt, in welchem auf die einfachste und deutlichste Weise, dem Menschengeschlecht die vollständige Offenbarung über die Wesenheit seines gegenwärtigen Zustandes und seine ewige Bestimmung werden sollte. Die ewige Liebe Gottes — als Wesenheit — senkte sich in die reinste, sinnliche Hülle, um dadurch die gefallne Natur für eine einstige Vergeistigung und vollkommerern

Herrlichkeit (ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß) wieder empfänglich zu machen und den, durch selbstverschuldete Thierheit, erniedrigten Stand des Menschen wieder zu heiligen und in Harmonie zu bringen mit seiner wahren und endlichen Bestimmung, die er einst wieder finden wird in Gott, dem Beseeliger alles Lebens.

Die ewige Liebe erschien uns hienieden in der reinsten und vollendetesten menschlichen Natur; sie unterwarf sich der Beschränktheit geschaffener Wesen und allen Leiden der sinnlichen Materie, so wie den vielfältigen Einflüssen der dem Guten widerstrebenden Mächte. Jesus, der Gottmensch, zeigte uns eine Größe, welche der Geist nicht zu feßlen vermag. Er zeigte die Kraft des Glaubens an Gott und die Erhabenheit des Geistes über jeden irdischen Reiz, jede irdische Lust, jede Nichtigkeit des Erdenlebens; er lehrte uns durch Wort und That, wie es uns nur durch freie Aufopferung unsrer Selbstheit möglich werden kann, das Göttliche zu gewinnen und daß uns nichts so theuer seyn darf, daß wir

es nicht freiwillig dem zu opfern bereit seyn müssen, durch welchen wir sind.

Er zeigte uns, während seines Wandelns auf Erden den Weg der Reinigung, auf daß mehr und mehr beseeligend, das Göttliche sich ewig in uns spiegeln könne, und mit unsrer Schwäche bekannt, versprach er den Gläubigen (auch nach seinem sichtbaren Scheiden) gegenwärtig zu bleiben bis ans Ende der Zeit, und alle die ihn lieben, durch die Kraft und den Beistand seines Geistes, des Geistes vom Vater und vom Sohn, hin zu sich zu ziehen, in das ewige Vaterland.

In Jesus nahete und vereinigte sich die Gottheit mit dem menschlichen, durch seine Erniedrigung allein auf die Sinnenwelt beschränktem Geist, und verband sich zugleich wesentlich auch mit der physischen Natur, um die in ihrem Innern schlummernde Möglichkeit der Wieder-Vergöttlichung zu wecken und von Neuem zu beleben. Als Held und Sieger gieng er durch die Ir- und Trübsale des Lebens und die Nacht des Todes, zur Auferstehung uns voran und schwang

sich dann verklärt empor zu jener Herrlichkeit, die ihm eigen war, ehe die Welt begründet wurde.

Durch seine Geburt, sein Leiden, Sterben und Auferstehen, vollendete Jesus auf Erden, das große Werk der Erlösung, und vernichtete dadurch, als Erstling der Erstandenen, die Macht des Todes und des Teufels.

Der erste Urheber der Selbstsucht, dieser Mutter des Neides, des Stolzes, der Zwietracht und des Hasses, so wie alle spätern Theilnehmer des Bösen, wurden Störer der göttlichen Ordnung und Schöpfungs-Harmonie, sie wurden Widersacher Gottes. Wer sich aber von dem Licht trennt, versinkt in Finsterniß und verblindet für den Glanz der Wahrheit: er kann das Göttliche nicht mehr schauen. Jede geistige Thätigkeit und Fähigkeit eines so in Irthum versunkenen Wesens kann das Uebel nur vermehren, da jede nicht von Oben, nicht aus dem Licht stammende Erkenntniß, vom Ueblen ist.

Allein die Möglichkeit der Erkenntniß im Licht und aus dem Licht, hat Jesus dem Menschen wieder gegeben; in früheren Zeiten mittel-

bar durch seine Agenten und späterhin, bei seiner Erscheinung auf Erden, unmittelbar durch seine Lehre und sein Beispiel. Wir kennen nun den Weg, den er selbst wieder aufwärts gieng, nachdem er als reines göttliches Wesen sich aus unendlicher Liebe zum Geschöpf, allen Wirkungen der Sünde unterworfen hatte. Für uns ward dadurch die Möglichkeit begründet, daß wir durch freien Willen und mit seiner Kraft, ihm nun folgen können, bis zu dem Grad des geistigen Lichts, in welchem er sichtbar thront.

Ein freies Wesen kann keine seiner Handlungen ungeschehen machen und eben so wenig die ewigen und unausbleiblichen Folgen derselben für sich und Andre verhindern, da Alles durch Actien und Reactien verkettet ist. Als durch den Mißbrauch des nothwendig freien Willens, die Möglichkeit des Bösen wirklich wurde, so wurden die ursprünglich rein und schuldlos erschaffenen Wesen nun eine Mischung aus Güte und Sünde und da ihr Wille in Zwiespalt mit sich selbst gerathen ist, würden sie ohne göttliche Einwirkung, ewig in der Widerwärtigkeit dieses Zwiespalts bleiben,

da selbst dann, wenn ihrem Willen noch eine Wiederannäherung an Gott möglich wäre, sie in ihr doch nur den unerträglichen Schmerz der Sünde und ihrer Nichtigkeit zu empfinden vermögend seyn würden. Der durch die Sünde für das Göttliche verblindete und auf sich und seines Gleichen beschränkte Geist, kann sich nicht zur Reinheit und zur Empfänglichkeit göttlicher Einwirkung durch sich selbst wieder erheben; er kann nicht die Fortpflanzung des Uebels bis ins Unendliche hinein verhindern, nicht sich selbst vor künftigen Vergehungen sichern; Selbsthülfe ist und bleibt also unmöglich.

Gott aber der Alles beseeligen und als die Centralsonne der geistigen Welt, alles Entfernte wieder mit sich vereinen will, hat sich der Sünder erbarmt; er offenbarte sichtbar unter uns als Logos seine schaffende Kraft und lehrte uns den Weg zum göttlichen Leben indem er selbst erbarmend sich bis in den Mittelpunkt der Nacht und des bösen Princips senkte.

Nachdem Er, der Gottmensch, sich in Versuchungen und Leiden als Held und Dulder be-

währt hatte; nachdem er sein Lehramt vollendet und auf Golgatha den Tod und die Hölle überwunden hatte, war das anbetungswürdige Werk der Erlösung vollbracht und als Sieger kehrte er zurück in die Regionen des Lichts, ohne uns doch seine Gegenwart zu entziehen.

Die Menschwerdung Gottes war das geheimnißvolle und einzige Mittel, wodurch wir aus den selbstverschuldeten Banden erlöset und für Wahrheit und Heiligung wieder empfänglich werden konnten. Nur durch die herablassendste, innigste Annäherung des Unendlich-Reinen mit der gesunkenen menschlichen und physischen Natur; nur durch das Leben und Leiden des Gottmenschen in den Thälern des Todes, wurde es möglich, die zahllosen Folgen der Sünde, die ja auch noch jetzt sich täglich mehren und sich ins Unendliche realisiren, für die Ewigkeit zu tilgen und die drückende Schuld für die Sünder in Segen zu verwandeln, da ohne eine solche Tilgung für uns keine Seligkeit gedacht werden kann.

Den Weg in das Reich seines Vaters ging uns Jesus auf menschliche Weise, segnend und

lehrend voran und erwarb uns dadurch die Möglichkeit unsrer Rückkehr, zu dem Erbe der himmlischen Glückseligkeit.

Unsre Pflicht ist es jetzt ganz allein und ausschließend nur Ihm zu folgen auf der Bahn des Lichtes und des Lebens. Ihn zu lieben als das Wort und die Vollendung und durch ganz unbedingte, freie Hingabe an Ihn, das Göttlich-Menschliche von Ihm zu empfangen und in uns aufzunehmen, auf daß Er in uns und wir in Ihm leben.

Er wandelte die Gerechtigkeit Gottes um in Gnade; er hat uns frei gemacht für die Ewigkeit und hat uns von allen Folgen und Wirkungen unsrer Sünden frei gemacht. Wer an ihn gläubet, wird seelig werden.

Dies, mein theurer Steinfels, ist das Faßlichste, was ich dir über meinen Glauben an Jesus als an den wahrhaftigen Sohn Gottes und unserm Erlös r zu sagen weiß. Keinem der aufwärts strebt, kann, darf und wird dies heilige Geheimniß unbeschäftigt lassen, wie du selbst es auch, ohne es zu wollen, vielleicht auch ohne es

zu wissen, durch deinen Brief beweisest. Wahrheit in Gott ist gewiß für den Suchenden zu finden, doch wird sie auf verschiedene Weise gegeben, nach dem Grade unsrer augenblicklichen Empfänglichkeit und nach der Verschiedenheit unsers Auffassungs-Vermögens. Möge der Geist, der vom Vater und vom Sohn ausgeht auch in deiner Seele Licht und Klarheit verbreiten und du dich von dem weltlichen Irweg der Vernunfterkenntniß hinweg zur Innbrunst der Liebe und des Glaubens wenden. Mit diesem herzlichen Wunsch schließe ich dich in mein Gebet als

Dein

wahrer Freuud

Renatus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fanny Tarnow.

Himmelfahrtslied.

Im Himmelslicht zu prangen,
Dem ird'schen Blick entrückt,
Ist Christus eingegangen,
Wo ew'ger Sieg ihn schmückt;
Zur Herrlichkeit erhoben
Ist unser Herr und Held.
Auf, Christen, laßt uns loben
Den, der erlös't die Welt.

Mit sehnsuchtsvollem Blicke
Schaun wir zu dir hinauf;
Dein Sieg, Herr, uns erquicke
Auf unserm Erdenlauf;
Wenn Zweifel in uns streiten,
Wenn Sünde uns anficht,

Wollst unsern Blick du leiten
Zu deinem ew'gen Licht.

Des Leibes Augen schauen
Dich zwar, o Herr, nicht mehr —
Dennoch wir fest vertrauen
Du lässest nimmermehr
Die einst mit deinem Blute
So theuer sind erkauft,
Und mit dem ew'gen Gute
Des heil'gen Geists getauft;

Du bleibst bei der Geimeine,
Bis zu der letzten Stund;
Ewig ist sie die deine,
Du hältst den theuren Bund.
Ohn dich gehn wir zu nichte,
Wenn du uns selbst nicht ziehst,
Hin zu dem heil'gen Lichte
In dem du ewig bist.

Du segnetest die Jünger
Beim Scheiden von der Erd',
Komm denn du Herzbezwinger
Mach' deiner Lieb uns werth!

Ach, wohn in unsern Herzen
Und mach' uns täglich neu.
Zünd' an des Glaubens Kerzen
Beleb' die Lieb und Treu.

Dann sehen wir mit Hoffen
Hin auf des Lebens Ziel,
Wir schaun den Himmel offen
Schon in dem Erdgewühl,
Wenn du uns rufst zu kommen
Sind wir da und bereit,
Und freun uns mit den Frommen
Der seel'gen Ewigkeit.

Friedrich Giesebrecht.

Mein Jesus ist gestorben,
Hat alles mir erworben,
Was fehlet mir;
Werd ich an ihm nur halten,
So wird er mich entfalten
Zu seiner Zier.

Er will der Blumen warten
In seinem reichen Garten
Gethsemane;
Da ist sein Schweiß gesunken
Die Erd' hat ihn getrunken,
Den Thau der Höh.

Was Wachsen soll und leben,
Das pflanzet Er gar eben
Wohl da hinein;
Und über diesem Boden
Wehet sein Gottesodem
Und Gnadenschein.

Wer ist der Gärtner drinnen?
Dir sagts dein ahnend Sinnen
Maria dort,
Den du den Gärtner nanntest,
Bis du den Herrn erkanntest
Am Liebeswort.

Der ist es, der im Geiste
Schon Jesaias preis'te,
Der ihn nicht sah,
Der hat an allen Ecken

Verbrannt die Dornenhecken,
Halleluja.

Er riß durch seine Schmerzen
Aus allen bangen Herzen
Die Dornen aus,
Und wandt in Qual und Hohne
Sich seiner Siegeskrone
Am Kreuze draus.

Nun kann uns nichts ersticken,
Wenn wir auf Jesum blicken
Frei, still und rein;
Wir seiner Wunden Blüthen
Können nun Duft ihm bieten
Und selig seyn.

Jakob wird Wurzeln treiben,
Israel blühn und bleiben,
Er hat's gesagt
Durch der Propheten Lehren,
Er sprachs der Herr der Ehren
Es ist vollbracht.

Ludwig Giesebrecht.

LD

Morgenrote

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gebauer, August, 1792-1852 [Herausgeber]

Die Morgenröthe

Elberfeld 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4873
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261144-5